



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

■ **Andrea D. Bührmann / Werner Schneider**

Das Dispositiv als analytisches Konzept: Mehr als nur Praxis – Überlegungen zum Verhältnis zwischen Praxis- und Dispositivforschung

■ **Jens Maeße / Julian Hamann**

Die Universität als Dispositiv. Die gesellschaftliche Einbettung von Bildung und Wissenschaft aus diskurstheoretischer Perspektive

■ **Bernd Dollinger / Matthias Rudolph**

Der ›Kampf‹ gegen Jugendkriminalität im historischen Wandel: Vom Schutz junger Menschen zur Aufwertung gesellschaftlicher Sicherheitserwartungen

■ **Rixta Wundrak**

Verschleierung und Vereinnahmung alltäglicher Geschichte/n. Eine wissenssoziologische Diskursethnographie (WDE) narrativer Interviews in Rumänien und in Israel



Jakob Benecke

Soziale Ungleichheit und Hitler-Jugend

Zur Systematisierung sozialer Differenz in der nationalsozialistischen Jugendorganisation

2015, 256 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3310)

Auch als **E-Book** erhältlich

Zwischen 1933 und 1945 prägte die Erfahrung des Dienstalltages in der Hitler-Jugend die Sozialisation tausender Jugendlicher in Deutschland. Das Buch präsentiert eine systematisierende, mit vielfältigen historischen Belegen unterfütterte, Zusammenschau zur sozialen Ungleichheit in der NS-Jugendorganisation.



Sebastian Susteck

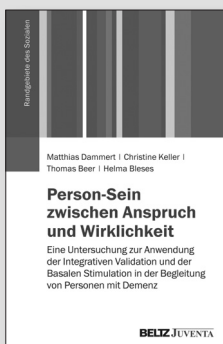
Explizitheit und Implizitheit

Untersuchungen zu einem Grundproblem des Literaturunterrichts und seiner Didaktik

2015, 574 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-3278)

Auch als **E-Book** erhältlich

Theoretisch informiert und mithilfe zahlreicher Unterrichtsbeispiele reflektiert die Untersuchung zu Explizitheit und Implizitheit eine Grundfrage des Literaturunterrichts: Inwiefern sollen Dinge im Unterricht ausgesprochen und in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt werden; inwiefern können sie unausgesprochen und am Rand der Aufmerksamkeit bleiben?



Matthias Dammert / Christine Keller / Thomas Beer / Helma Bleses

Person-Sein zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Eine Untersuchung zur Anwendung der Integrativen Validation und der Basalen Stimulation in der Begleitung von Personen mit Demenz

Randgebiete des Sozialen, 2016, 102 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-3309); Auch als **E-Book** erhältlich

Die Untersuchung »Person-Sein zwischen Anspruch und Wirklichkeit« basiert auf zwei vielversprechenden emotions- und person-orientierten Ansätzen, die für die Pflege und Betreuung von Personen mit Demenz empfohlen werden.

Inhaltsverzeichnis

Willy Viehöver / Reiner Keller / Werner Schneider

Editorial 2

Themenbeiträge

Andrea D. Bührmann / Werner Schneider

Das Dispositiv als analytisches Konzept: Mehr als nur Praxis –
Überlegungen zum Verhältnis zwischen Praxis- und Dispositivforschung 5

Jens Maeße / Julian Hamann

Die Universität als Dispositiv.
Die gesellschaftliche Einbettung von Bildung und Wissenschaft aus
diskurstheoretischer Perspektive 29

Bernd Dollinger / Matthias Rudolph

Der ›Kampf‹ gegen Jugendkriminalität im historischen Wandel:
Vom Schutz junger Menschen zur Aufwertung gesellschaftlicher
Sicherheitserwartungen 51

Rixta Wundrak

Verschleierung und Vereinnahmung alltäglicher Geschichte/n.
Eine wissenssoziologische Diskursethnographie (WDE) narrativer Interviews
in Rumänien und in Israel 71

Book Review

Julia Biermann / Lisa Pfahl

Rezension zu: Jan Grue (2015): Disability and Discourse Analysis 92

Service

Reiner Keller / Rolf Parr

Publikationsreihen zur Diskursforschung im Überblick (Teil 2) 96

Augsburger Diskurswoche vom 21. bis zum 24. März 2017:

Spring School & Diskurstagung III 101

Tagungen und Workshops 104

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,

die beiden ersten Beiträge des vorliegenden ersten Heftes der Zeitschrift für Diskursforschung des Jahres 2016 greifen, auf je eigene Weise, das Foucaultsche Konzept des Dispositivs auf. Dies ist vor allem unter dem Aspekt begrüßenswert, demzufolge, wie die in jüngerer Zeit unter dem Label des *new materialism* firmierenden Publikationen nicht müde werden zu betonen, die Diskursforschung Materialitäten entweder stiefmütterlich behandle oder überhaupt nicht in den analytischen Blick nehme. Während *Bührmann* und *Schneider* in ihrem Artikel wesentlich konzeptionelle Arbeit leisten, blickt der Beitrag von *Jens Maeße* und *Julian Hamann* auf das komplexe institutionelle Feld der Universitäten. Der empirische Beitrag, den die Autoren *Bernd Dollinger* und *Matthias Rudolph* zu diesem Heft beisteuern, widmet sich hingegen einem spezifischen Themenfeld. Er befasst sich mit der grundlegenden und gegenwartsdiagnostisch höchst aufschlussreichen Transformation von Kriminalitätsdiskursen und ihren Symboliken seit den 1970er Jahren. Der vierte Beitrag von *Rixta Wundrak* bringt schließlich in einer fallvergleichenden Studie *über die Erfahrungen und Vorstellungen von Minderheiten* die Wissenssoziologische Diskursforschung mit der Ethnographie ins Gespräch.

Nun zu den einzelnen Beiträgen:

Im ersten Beitrag der vorliegenden Ausgabe gehen die Soziologen *Andrea D. Bührmann* und *Werner Schneider* von einer Wahlverwandtschaft zwischen Dispositivforschung und Forschungen aus, die den Praxistheorien zugerechnet werden können. Bührmann und Schneider erörtern die Frage, in welchem Verhältnis die Grundannahmen und analytischen Zielsetzungen einer Soziologie der Praxis und der Dispositivforschung stehen und fragen weiter, ob diese auf der Grundlage eines Dispositivkonzepts, das den empirischen Blick auf Diskurse, Praktiken, Materialitäten und Subjektconstitution unter einem theoretisch-methodologischem Dach vereint, vermittelbar sind. Aus der Sicht von Bührmann und Schneider bietet die Dispositivanalyse die Chance einer praxeologischen Erweiterung der Diskursanalyse, und sie eröffnet zugleich eine Perspektive für die Praxisforschung, indem sie diese in Richtung einer mehrerebenen-sensiblen Macht- und Herrschaftsanalytik erweitert.

Im anschließenden Beitrag reklamieren die Soziologen *Jens Maeße* und *Julian Hamann* das Fehlen einer dezidiert diskurstheoretischen Perspektive auf die zeitgenössische Universität. Vor dem Hintergrund des vorhandenen soziologischen Theorieangebotes

plädieren die Autoren dafür, die Universität als ein Dispositiv im Spannungsverhältnis unterschiedlicher Felder und Diskurse zwischen Bildung, Wissenschaft und Gesellschaft zu begreifen. Eine solche Perspektive kann, folgt man Maeße und Hamann, besser als bisherige Deutungsangebote erfassen, wie die Universität über Deutungen, Überschneidungen und Abgrenzungen zwischen dem vermeintlichen Innen von Bildung und Wissenschaft sowie dem scheinbaren Außen von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft vermittelt. Der Beitrag schließt mit einer Diskussion empirischer Beispiele, die das Potential dieses theoretischen Zugriffs demonstrieren.

Im dritten Beitrag rekonstruieren die Erziehungswissenschaftler *Bernd Dollinger* und *Matthias Rudolph* anhand von Symboliken des Kampfes, wie seit den 1970er Jahren in institutionellen und politischen Kontexten Jugendkriminalität bzw. die Auseinandersetzung mit ihr konzipiert wird. Die Autoren zeigen, dass zu Beginn und in der Mitte der 1990er Jahre eine grundlegende Transformation von Kriminalitätsdiskursen stattgefunden hat, aufgrund derer Kriminalität zunehmend als kooperativ und präventiv zu adressierende Aufgabe aller Institutionen dargestellt wird. Fokussiert werden nunmehr weniger gesellschaftliche Ursachen und Probleme, sondern eine institutionell zu ›sichernde‹ Eigenverantwortung von (potentiellen) Tätern.

Die Soziologin *Rixta Wundrak* befasst sich im vierten Beitrag dieses Heftes aus der Perspektive der Wissenssoziologischen Diskursethnographie (WDE) mit der Frage, wie Sinnsysteme und Wissensordnungen im Forschungsfeld jeweils unterschiedliche Praktiken des Erzählens generieren. Die Autorin expliziert dies anhand von zwei empirischen Forschungskontexten: zum einen am Beispiel einer diskursethnographischen Studie zur chinesischen Community in Bukarest (Rumänien) und zum anderen unter Bezug auf einer Studie über die palästinensische Bevölkerung in der Stadt Jaffa (Israel). Deutlich wird hierbei, dass gesellschaftliche Vorstellungen über (Minderheiten-)Gruppierungen und deren erlebte Erfahrungen alles andere als identisch sind. Zudem erscheinen öffentliche und zunehmend mediatisierte Diskurse als äußerst wirkmächtig in Bezug darauf, wie Menschen erinnern und erzählen.

Den Abschluss der vorliegenden Ausgabe bildet eine Rezension der Diskursforscherrinnen *Julia Biermann* und *Lisa Pfahl*. Darin widmen sich die Autorinnen dem von *Jan Grue* verfassten Buch *Disability and Discourse Analysis*, das sich mit den Potentialen und Möglichkeiten der Anwendung diskursanalytischer Konzepte auf den Bereich der Disability Studies beschäftigt.

Wir wünschen Ihnen bei der Lektüre dieses Heftes viel Vergnügen

Willy Viehöver, Werner Schneider und Reiner Keller

Anschriften:

Dr. Willy Viehöver
Institut Technik-Theologie-Naturwissenschaften (TTN)
An der Ludwig-Maximilians-Universität München
Katharina-von Bora-Straße 11
80333 München
willy.viehoever@elkb.de oder
wilhelm.viehoever@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Reiner Keller
Lehrstuhl für Soziologie
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
reiner.keller@phil.uni-augsburg.de

Prof. Dr. Werner Schneider
Lehrstuhl für Soziologie/Sozialkunde
Universität Augsburg
Universitätsstraße 10
86159 Augsburg
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Andrea D. Bührmann / Werner Schneider

Das Dispositiv als analytisches Konzept: Mehr als nur Praxis

Überlegungen zum Verhältnis zwischen Praxis- und Dispositivforschung

Zusammenfassung: Der Beitrag geht von der Annahme einer Wahlverwandtschaft zwischen Dispositivforschung und Praxisforschung aus: Auf der Grundlage eines Dispositivkonzepts, das den empirischen Blick auf Diskurse, Praktiken, Materialitäten und Subjektkonstituierungen unter einem theoretisch-methodologischen Dach vereint, wird erörtert, in welchem Verhältnis die Grundannahmen und analytischen Zielstellungen einer Soziologie der Praxis mit der Dispositivforschung vermittelbar sind. So wie die Dispositivanalyse gleichsam eine praxeologische Erweiterung der Diskursanalyse bietet, eröffnet sie für die Praxisforschung eine systematische Weiterung hin zu einer mehrerebenen-sensiblen Macht- und Herrschaftsanalytik.

Schlagwörter: Dispositivforschung, Dispositivanalyse, Soziologie der Praxis, Praxisforschung, Praxistheorien, Praktiken

Summary: This article springs from the assumption of an elective affinity between the study of dispositif and the research of practices: based on a concept of dispositif, which merges the empirical perspective on discourse, practices, materiality and the constituting of subjects under one theoretical-methodical framework, we will discuss if the basic assumptions and analytical objectives of a sociology of practices are communicable with fundamental assumptions of the research of dispositif. Like it offers a praxeological extension of discourse analysis, the study of dispositif can establish a systematic diversification of practice research towards a sensitive, multi-level analytics of power and sovereignty.

Keywords: study of dispositif, dispositif analytics, sociology of practices, practice research, theory of practice, practices

Einleitung

In den vergangenen Jahren erfreut sich der Begriff der Dispositivs wachsender Beliebtheit: Er findet sich in verschiedenen Studien, zum Beispiel über wohlfahrtsstaatliche und Bildungseinrichtungen, Sicherheits- und Migrationsregime, politische Institutionen und unternehmerische Organisationen. Es häufen sich aber auch Untersuchungen vor allem aus der Geschlechter- und Diversitäts- sowie der Medienforschung.¹

In vielen dieser Studien und Untersuchungen taucht der Begriff »Dispositiv« allerdings eher als Metapher auf, als dass er eine ausgewiesene Forschungsperspektive be-

1 Exemplarische Beispiele sind Caborn Wengler/Hoffarth/Kumiega (2013), Othmer/Weich (2015), Schroeter (2005), Stroot (2004).

zeichnet und damit auch ein analytisches Programm markiert, zu dem sich die jeweilige Untersuchung in Bezug setzt. Dies verwundert insofern, als doch Michel Foucault in seinen materialreichen Studien zum Sexualitäts- und Allianzdispositiv in seiner Trilogie zu »Sexualität und Wahrheit«, aber auch etwa zum Inhaftierungsdispositiv in »Überwachen und Strafen« den Begriff des Dispositivs als Analysekonzept entfaltet hat. Ihm ging es darum, ein Ensemble aus höchst heterogenen Elementen – bestehend aus

»Diskursen, Institutionen, architekturellen Einrichtungen, reglementierenden Entscheidungen, Gesetzen, administrativen Maßnahmen, wissenschaftlichen Aussagen, philosophischen, moralischen oder philanthropischen Lehrsätzen, kurz: Gesagtem ebensoviel, wie Ungesagtem (...)« (Foucault 1978, S. 119) zu analysieren.

Seine analytische Zielrichtung konzentrierte sich dabei auf die Frage, wie Menschen einerseits ihre Verhaltensweisen – sich selbst ebenso wie ihrer Welt gegenüber – verändern, neu entwickeln, aber auch einüben und legitimieren und andererseits infolge von Routinisierung und Institutionalisierung dieser Verhaltensweisen gleichsam mit den Voraussetzungen, Objektivationen und Folgen dieses je vorherrschenden Sagens und Tuns als wirkmächtige Dispositive konfrontiert sind. Solche heterogenen Ensembles, die das Wahrnehmen, Denken, Sagen und insbesondere Tun der Menschen im Sinne gesellschaftlicher Praktiken disponieren, stehen als historisch kontingente, machtvolle, weil handlungswirksame und damit herrschaftsrelevante Dispositive in einem engen Verhältnis zur Frage nach gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Damit ist das Dispositivkonzept im Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Diskurs- und Dispositivforschung vor allem für die Soziologie von Interesse.

Vor diesem Hintergrund und mit Blick auf die in der Soziologie geführte Diskussion um eine so genannte »Praxisforschung« erscheint es bemerkenswert, dass bisher noch kaum eine systematische begrifflich-konzeptionelle Auseinandersetzung bzw. gar Vermittlung zwischen Praxis- und Dispositivforschung erkennbar ist. Die folgenden Ausführungen sollen die Grundlagen und Möglichkeiten einer solchen Auseinandersetzung oder Vermittlung beleuchten und ausloten. Dabei gehen wir davon aus, dass eine (Wahl-) Verwandtschaft zwischen beiden Forschungsfeldern – einer Dispositivforschung und einer Praxisforschung – besteht: Als zentrale Schnittstelle sehen wir die Praktiken selbst und möchten zeigen, dass die Dispositivforschung einen sinnvollen, weil theoretisch fruchtbaren, empirisch brauchbaren und analytisch differenzierten Zugang zur Erforschung von Praktiken und Praxen darstellt. Die theoretische Fruchtbarkeit besteht aus unserer Sicht insbesondere darin, dass mit dem Dispositivkonzept eine Macht- und Herrschaftsanalytik in die Praxisforschung eingezogen werden kann, die eine für empirische Forschung methodisch brauchbare, weil umsetzbare Vermittlung zwischen Mikro-, Meso- und Makro-Ebene erlaubt und die machtvolle Formierung, aber auch z.B. gegenläufige, widerständige Re- wie Transformierungsprozesse von Praxen und Praktiken systematisch analytisch integriert.

Im Folgenden werden wir in einem ersten Schritt das Feld der Praxisforschung in seinen zentralen Konturen skizzieren. Dabei wird deutlich, dass dieses Feld zwar ursprüng-

lich und im Grundsatz theoretisch breit angelegt war und ist, bisher jedoch eine weitgehende Konzentration auf die Erforschung situativer Praktiken bzw. auf Praxen mit Fokus auf der Mikroebene zu beobachten ist und so Machtrelationen sowie Herrschaftsverhältnisse empirisch nicht systematisch betrachtet werden. Im Anschluss daran werden wir kurz das Verhältnis zwischen Praktiken, Praxen und Dispositiven in den Studien Foucaults ausweisen und mit der von uns weiterentwickelten Forschungsperspektive zum Dispositivkonzept verbinden. Der dritte und abschließende Schritt soll dann aufzeigen, wie Praxisforschung und Dispositivforschung in begrifflicher, konzeptioneller und theoretischer Hinsicht füreinander fruchtbar gemacht werden können.

1 Zentrale Konturen der Praxisforschung

Seit einigen Jahren finden vermehrt Workshops und Konferenzen zur Praxisforschung statt, ebenso steigt die Zahl der zum Thema publizierten Texte. Im Zentrum der Praxisforschung findet sich – und darüber besteht offenbar breiter Konsens – die Idee, »that the field of practices is the place to investigate such phenomena as agency, knowledge, language, ethics (...), power, and science« (Schatzki 2001, S. 14). Im Fokus soll dabei weniger das ›knowing that‹, sondern vor allem das ›knowing how‹ stehen (vgl. etwa Taylor 1996): Denn Wissen wird in der Perspektive der Praxisforschung insbesondere als verkörpertes und damit implizites Wissen verstanden.² Dissens besteht jedoch darüber, was genau Praktiken sind und wie sie angemessen erforscht werden können. D.h. es existiert nicht der ›eine‹ praxistheoretischer Ansatz (vgl. Schatzki 2001, S. 2); jedoch ist vielfach im Anschluss an Ludwig Wittgenstein die Rede von einer ›Familienähnlichkeit‹ zwischen verschiedenen Ansätzen (vgl. etwa Reckwitz 2003; aber auch etwa Krämer 2014).

Bisher liegen zwar noch keine – diese Vielfalt, Unbestimmtheit und Differenzen kanonisierenden – Lehrbücher zur Praxisforschung vor, aber mittlerweile sind einige gemeinverständliche Darstellungen, ausgehend von und mit Rekurs auf bedeutende,³ philosophische Arbeiten, publiziert worden (vgl. Abb. 1). Auf diese – im Kuhnschen Sinn – »glaubwürdigen Quellen« (Kuhn 1967) werden wir uns im Folgenden beziehen, um die für die LeserInnen dieser Quellen soweit erkennbaren Konturen der (deutschsprachigen) Praxisforschung nachzuzeichnen und für unserer weitere Argumentation auszuflaggen.

Impulse für die Formierung der Praxistheorie und -forschung

Welche Impulse können benannt werden, die die Ausrufung des sogenannten »practical turn« (Schatzki/Knorr Cetina/v. Savigny 2001) und dessen Resonanz im angloamerikanischen wie im deutschsprachigen Raum verständlich machen? Hier vermuten wir so-

2 Vgl. etwa Schatzki (2001), Reckwitz (2003), Hillebrandt (2009), Schmidt (2012).

3 ›Bedeutend‹ meint hier, dass in deutschsprachigen Texten über die Praxisforschung auf diese Texte regelmäßig entweder zustimmend oder auch ablehnend verwiesen wird.

Einführende gemeinverständliche Arbeiten zur Praxisforschung	Referierte philosophische Arbeiten zur Praxisforschung
<p>Schatzki, Theodore (2001): Introduction: practise theory. In: Schatzki, Theodore / Knorr Cetina, Karin / von Savigny, Eike v. (Hrsg.): <i>The Practise turn in contemporary theory</i>. London & New York, S. 1–14</p>	<p>Marx, Karl (1969) [1845]: Thesen über Feuerbach. In: MEW 3, Berlin</p>
<p>Schatzki, Theodore (2002): The site of the social. A philosophical Account of the constitution of Social Life and Change, Pennsylvania</p>	<p>Wittgenstein, Ludwig (2011): <i>Philosophische Untersuchungen</i>. Frankfurt am Main [1953]</p>
<p>Reckwitz, Andreas (2003): Grundlelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: <i>Zeitschrift für Soziologie</i> 32(4), S. 282–301</p>	<p>Bourdieu, Pierre (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft. Frankfurt am Main [1972]</p>
<p>Hillebrandt, Frank (2009): <i>Praxistheorie</i>. In: Kneer, Georg / Markus Schroer (Hrsg.): <i>Handbuch soziologische Theorien</i>. Wiesbaden, S. 369–394</p>	<p>Giddens, Anthony (1997): <i>Die Konstitution der Gesellschaft</i>. Frankfurt & New York. [1984]</p>
<p>Schmidt, Robert (2012): <i>Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen</i>. Frankfurt am Main</p>	<p>Foucault, Michel et al. (1993) [1988]: <i>Technologien des Selbst</i>. Frankfurt am Main</p>
<p>Hillebrandt, Frank (2014): <i>Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung</i>. Wiesbaden</p>	<p>Taylor, Charles (1996) [1989]: <i>Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität</i>. Frankfurt am Main</p>
	<p>Butler, Judith (1991 [1990]): <i>Gender Trouble</i>. Frankfurt am Main</p>
	<p>Bourdieu, Pierre / Waquant, Loic (1996): <i>Reflexive Anthropologie</i>. Frankfurt am Main [1992]</p>
	<p>Latour, Bruno (1998) <i>Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie</i>. Frankfurt am Main [1995]</p>

Abb. 1: Auflistung glaubwürdiger Quellen der Praxisforschung

wohl inner- als auch außerwissenschaftliche Entwicklungen und Dynamiken, die beide bis heute zusammenwirken.

In der innerwissenschaftlichen Debatte gewann spätestens seit den 1980er Jahren die Rede von der De-Zentrierung des Subjekts zunehmend an Relevanz – nicht zuletzt in der umfassenden Kritik an dem überkommenen strukturfunktionalistischen Paradigma und seiner »Subjektvergessenheit«, aber auch in Reaktion auf die zunehmend weiter greifenden Rhetoriken des rationalen, Kosten-Nutzen-abwägenden Akteurs als hegemoniale Subjektformierung des Homo Oeconomicus. In der Dezentrierungsperspektive ging man nicht mehr von der erkenntnistheoretischen Prämisse der empirisch-konkreten Existenz eines allein sinnstiftenden Subjekts aus, das autonome Entscheidungen trifft und somit dem analytischen Blick für das Erschließen des Sozialen gleichsam als theoretische Zentralreferenz zu dienen hätte – ebenso wenig wie dies abstrakte Konzepte wie Struktur, Funktion, System leisten könnten.⁴ Vielmehr wurde dieses moderne Subjekt

4 Anzumerken ist: Gegen eine solche theoretisch unfruchtbare Verkürzung im einen und unzulässige Abstraktion im anderen Fall haben sich hier wie dort interaktionstheoretische, sozialphänomenolo-

immer häufiger als eine historisch-kontingente Figur begriffen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts diskursiv entwickelt worden ist und dann in der westlichen Welt zunehmend Verbreitung fand – und die es folglich selbst in ihrer gesellschaftlich-kulturellen Hervorbringung, in ihrer ›Gewordenheit‹ und Verbreitung zu analysieren galt.

Während z.B. Michel Foucault (1988, 1989a, 1989b) die Formierung dieser Figur in seiner schon erwähnten Trilogie »Sexualität und Wahrheit« rekonstruiert hat, machten vor allem Pierre Bourdieu (1986) mit seinem Konzept der inkorporierten sozialen Strukturen im Habitus, aber auch zum Beispiel Judith Butler (1991) mit ihrem Konzept der Performativität darauf aufmerksam, dass Menschen immer inmitten bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse und kultureller Bedingungen agieren. In diesem Tun sind sie auf die diskursiv strukturierten Bedingungen des Denk-, Sag- und Wahrnehmbaren angewiesen, die aber in Prozessen der permanenten abweichenden Wiederholung von ihnen unterlaufen oder in ihrem Sinn verschoben, verändert werden können. So konstatiert Butler (1998, S. 221): »Entscheidungen sind nur innerhalb eines entschiedenen Feldes möglich, das nicht ein für allemal entschieden ist«. Zusätzlich zu dieser Problematik von Subjekt, Entscheiden und Handeln hat insbesondere die Akteur-Netzwerk-Theorie auf die ›eigenmächtigen‹ Handlungen von so genannten Aktanten aufmerksam gemacht und so die Exklusivität menschlichen Handelns bzw. einen als gesetzt betrachteten Nexus zwischen Subjekt und Handeln hinterfragt (vgl. etwa Latour 1998).

Mit dieser De-Zentrierung des Subjekts sollen anscheinend zunehmende Kontingenzerfahrungen reflektiert werden, die wiederum mit bestimmten außerwissenschaftlichen Entwicklungen verknüpft werden (können): So steigerte sich mit der Krise des Fordismus in den 1970er Jahren die Wahrnehmung gesellschaftlicher Kontingenzen. Der »kurze Traum immerwährender Prosperität« (Burkart 1979) ging zu Ende, und gleich mehrere ›Mega-Trends‹ wurden thematisiert, von denen man annahm, dass sie krisenhafte Prozesse entweder auslösten, begleiteten oder bewirkten. In verschiedenen Zeitdiagnosen ist deshalb auch die Rede von steigender Unsicherheit, Komplexität oder zunehmendem Risiko prominent diskutiert worden.⁵ Besonders deutlich wird diese Entwicklung in der Abkehr sowohl von den großen gesellschaftstheoretischen Erzählungen, die als unvereinbar mit den in den Zeitdiagnosen erfassten gesellschaftlichen Dynamiken erschienen, als auch vom Rational-Choice-Konzept als einem Herzstück handlungstheoretischen Denkens, dessen Konzentration auf den Aspekt der Zweckrationalität menschlichen Handelns, gemessen an den Anforderungen und Beobachtungen der Alltagswelt, zunehmend unterkomplex erschien. So konnte dann – trotz aller Unterschiede in den jeweiligen Theorie-Architekturen – eine gemeinsame Frontstellung von artefakttheoretischen, ethnomethodologischen, interaktionistischen, figurationssoziologischen, praxeo-

gische und sozialkonstruktivistische Perspektiven schon immer positioniert.

5 In der Theorie der Reflexiven Modernisierung ist beispielsweise die Rede von einer Weltrisiko-Gesellschaft, die an den Folgen der Ersten Moderne leidet bzw. deren Dynamik sich aus den nicht-intendierten Nebenfolgen radikalierter Modernisierungsprozesse speist (vgl. etwa Beck/Lau 2005). In der Systemtheorie rückten die Probleme der Kontingenzenreduktion in den Fokus der Forschung. Und auch der letzte Kongress der deutschen Gesellschaft für Soziologie 2014 in Trier stand unter der Überschrift: »Routinen der Krise – Krise der Routinen«.

logischen, strukturationstheoretischen und poststrukturalistischen Ansätzen aufgebaut werden, um den hegemonialen Anspruch von rationalistisch-reduktionistischen Handlungs- und Entscheidungstheorien und von Theorien, die das »Soziale mit Strukturen, Funktionen und Systemen gleichsetzen« (Schmidt 2012, S. 11), zu brechen.

Der neue Gegenstand: soziale Praktiken als Ort des Sozialen

Jegliche Veränderungsbestrebungen in wissenschaftlichen Diskursen im Sinne von »Wahrheitsspielen« dienen auch dazu, die bestehenden wissenschaftlich-akademischen Machtbeziehungen umzugestalten oder zumindest wieder offener gestalten zu können. »Tatsächlich« – so erläutert Andreas Reckwitz (2003, S. 282) – »geht es praxistheoretischen Ansätzen um ein modifiziertes Verständnis dessen, was »Handeln« – und damit auch, was der »Akteur« oder das »Subjekt« – ist; gleichzeitig und vor allem geht es ihnen um eine modifiziertes Verständnis des Sozialen«. Dieses sei nämlich weder auf der Ebene überindividueller sozialer Strukturen noch auf der Ebene individueller Handlungen anzusiedeln. Vielmehr avancierten die sozialen Praktiken selbst zum Ort des Sozialen (vgl. Schatzki 2001, S. 3). »Das Soziale« ist deshalb für Reckwitz »nicht in der »Intersubjektivität« und nicht in der »Normgeleitetheit«, auch nicht in der »Kommunikation« zu suchen, sondern in der Kollektivität von Verhaltensweisen, die durch ein spezifisches »praktisches Können« zusammengehalten werden. Praktiken bilden somit eine emergente Ebene des Sozialen, die sich jedoch nicht, in der Umwelt ihrer körperlich-mentalen Träger befindet« (Reckwitz 2003, S. 289; vgl. auch Schatzki 2001, S. 3). Dieses Soziale lasse sich deshalb nur begreifen, wenn man seine »Materialität« und seine »implizite«, nicht-rationalistische Logik nachvollzieht« (Reckwitz 2003, S. 290).

Im Unterschied zu Handlungstheorien interessiert sich die Praxistheorie deshalb auch nicht für »die vorgebliche Intentionalität, sondern die wissensabhängige Routiniertheit, die das einzelne ›Handeln‹ anleitet« (Reckwitz 2004, S. 321). Allerdings macht Reckwitz (2003, S. 295) an anderer Stelle darauf aufmerksam, »dass der Vollzug der Praxis aus Sicht des Akteurs in der Sequenz der Zeit stattfindet und in jedem Moment – wie routinisiert auch immer – erneut hervorgebracht werden muss«. Darin kann zum einen – wie dies ja auch vor allem immer wieder Butler thematisiert hat – die Möglichkeit der Trans-Formierung der Praxis, aber eben auch ihre stete Re-Formierung im Sinne einer Stabilisierung gesehen werden. Zu den angesprochenen Re-Formierungsprozessen können zum einen körperliche Verankerungen von Routinen als inkorporiertes Wissen und zum anderen die Materialisierung von Praktiken in und mithilfe von ›Dingen‹ (materiale Objektivationen) beitragen. So kann das Vergangene die empirisch-praktische Gegenwart der Akteure – in welcher Form auch immer – wirksam ›berühren‹. In diesem Sinne wird etwa eine konstitutive Bedeutung praktischer Objekte für die Formierung der Regelmäßigkeit sozialer Praktiken und deren Reformierung unterstellt. Denn:

»Wenn eine Praktik einen Nexus von wissensabhängigen Verhaltensroutinen darstellt, dann setzen diese nicht nur als ›Träger‹ entsprechende ›menschliche‹ Akteure

mit einem spezifischen, in ihren Körpern mobilisierbaren praktischen Wissen voraus, sondern regelmäßig auch ganz bestimmte Artefakte, die vorhanden sein müssen, damit eine Praktik entstehen konnte und damit sie vollzogen und reproduziert werden kann.« (Reckwitz 2003, S. 291)

Neue Subjektpositionen und Begriffe: HandlungstheoretikerInnen vs. PraxisforscherInnen und empirisch-praktische Praxen statt intentionaler Handlungen

Im Zuge dieser Problematisierungsweisen, erkennbar nicht nur in den entsprechenden Publikationen, sondern auch diskutiert auf verschiedenen Veranstaltungen⁶ zum Thema Praxis-/Praktikentheorie und -forschung, entstanden im Spannungsfeld zwischen methodologischem Individualismus und methodologischem Holismus (vgl. dazu Reckwitz 2003, S. 282 ff.; Hillebrandt 2009, S. 374) wiederum unterschiedliche Subjektpositionen. AnhängerInnen bestimmter Forschungsansätze werden zum handlungs- oder strukturtheoretisch-orientierten Mainstream gerechnet, während andere sich als TheoretikerInnen und ForscherInnen der Praxistheorie profilieren und in die ›Geheimnisse‹ dieses Forschens einführen. Als besondere Entdeckung der Praxistheorie wird dabei das Misstrauen nicht nur gegenüber alltäglichen Gewissheiten, sondern der systematische Zweifel auch an wissenschaftlichen Begrifflichkeiten herausgestellt. Mit Pierre Bourdieu kann hier von einem Diafoirus-Effekt gesprochen werden,⁷ den er folgendermaßen beschreibt.

»Eigentlich muss man der ganzen akademischen Tradition der Soziologie mit ständigem Zweifel und immerwährendem Misstrauen begegnen. Daher auch der *double bind*, der jedem Soziologen, der diesen Namen überhaupt verdient, dauernd droht: Ohne die Denkwerkzeuge, die er von seiner Tradition her hat, ist er nichts, ein bloßer Amateur, ein Autodidakt, ein Spontansoziologe (...); mit diesen Werkzeugen aber schwebt er ständig in der Gefahr, Fehler zu machen, riskiert ständig die naive Doxa des *common sense* einfach durch die Doxa des akademischen *common sense* zu ersetzen, die unter dem Namen Wissenschaft einfach nur die Transkription des *Commonsense*-Diskurses gibt.« (Bourdieu 1996, S. 279 f.)

Weil jede wissenschaftliche Veränderung über solche neuen Subjektpositionen des noch nicht Wissenden/Erkennenden und des schon Wissenden prozessiert wird, der das neue in seiner Richtigkeit und Wichtigkeit bereits erkannt hat, braucht es zur Kennzeichnung dieses neuen Wissens, das diese Positionen legitimiert, neue Begrifflichkeiten, die den akademischen Common Sense in Frage stellen. Deshalb ist zu klären, welche Begriffe bei

6 Wie zum Beispiel auf der Konferenz »Sichtbarmachen. Praktiken visuellen Denkens« 2011 in Berlin und der Tagung »Treffpunkte: Dinge – Praktiken – Diskurse« 2015 in Wien oder auch auf den 2010 und 2011 in Münster stattgefundenen Workshops »Praktiken und Praxen erforschen«.

7 Dabei handelt es sich um eine Figur Molières in seinem bekannten Stück »Le Malade imaginaire«, der junge Arzt Thomas Diafoirus, der z.B. ein präventives und oft falsches Schullatein spricht.

den – nach Bourdieu – zwangsläufig stets ›zweifelnden‹ und ›misstrauischen‹ Praxis-Forschungen im Fokus stehen und welche Setzungen in Bezug auf die Terminologie und Definitionen des praxistheoretischen Paradigmas gemacht werden.

Im Fokus der Praxistheorie stehen zunächst einmal statt intentionalen Handlungen soziale Praktiken und Praxen. Dabei werden Praktiken als »kleinste Einheit des Sozialen« (Reckwitz 2003, S. 290), und damit als »Letztelemente« (Hillebrandt 2009, S. 390, 2014, S. 58) bzw. »primary generic thing(s)« (Schatzki 2001, S. 1) betrachtet. Praktiken bezeichnen für Theodore Schatzki die Gesamtheit verbaler und nonverbaler Aktivitäten – eben »sayings and doings« (Schatzki 1996, S. 89). Sie umfassen dabei routinisierte, gewöhnlich alltägliche Bewegungen und Aktivitäten, aber auch intellektuell anspruchsvollere Tätigkeiten wie Lesen und Schreiben (vgl. dazu Reckwitz 2003; Schmidt 2012). Robert Schmidt und andere unterscheiden zudem zwischen Praktiken und sozialen Praktiken. Letztere werden von und mit menschlichen Körpern durch- bzw. ausgeführt. Sie werden »als ein Zusammenspiel von geübten Körpern, gegenständlichen Artefakten, natürlichen Dingen, Gegebenheiten, sozial-materiellen Infrastrukturen und Rahmungen beschrieben« (Schmidt 2012, S. 13). Für Schmidt sind soziale Praktiken demnach ›öffentlich‹. »Sie sind« nämlich »an bestimmte Umstände, Orte, Kontexte und materielle Rahmungen gebunden. Sie vollziehen sich überwiegend im Modus des Gewohnten und Selbstverständlichen. Sie haben kollektiven Zuschnitt, das heißt, sie involvieren Teilnehmerschaften und Praktikergemeinschaften« (ebd., S. 10) wie z.B.

»Fahrgäste, Konzertbesucherinnen, Fachleute, Mitarbeiterinnen, Kundinnen, Ausübende, Kenner, Könner, Spezialistinnen. In sozialen Praktiken spielen körperliche Performanzen und Routinen, ein gemeinsam geteiltes Wissen und die beteiligten Artefakte eine wichtige Rolle. Und schließlich: Soziale Praktiken sind durch eine sich immer wieder aufs Neue bildende Regelmäßigkeit gekennzeichnet.« (Schmidt 2012, S. 10)

Unabhängig davon, ob ›nur‹ soziale Praktiken oder auch andere Praktiken in den Blick genommen werden, können sich Praktiken zu bestimmten Praxisformen oder kurz: Praxen »verketteten« (Hillebrandt 2009, S. 390, 2014, S. 59) und somit zu »Quellen gesellschaftlicher Strukturodynamiken« (Hillebrandt 2009, S. 390) werden. Allerdings können diese Praxen und die darin versammelten Routinen auch durcheinander geraten, denn:

»Überraschungen des Kontextes können dazu führen, dass die Praktik misslingt oder zu misslingen droht, dass sie modifiziert oder gewechselt werden kann oder muss etc., und die Routine verbietet auf die Art den Charakter der unendlichen Wiederholung. Ein besonderer Fall eines derartigen ›neuen Kontextes‹ ist das Aufkommen von neuen Artefakten, denen noch keine eingespielte Praktik entspricht und die – unter Einbeziehung ›alter‹ Wissens- und Praxiselemente – die Entwicklung partiell neuer sozialer Praktiken (etwa im Umgang mit dem Computer, dem Mobiltelefon etc.) herausfordern. Ein zweites Strukturmerkmal der Logik der Praxis, welches Offenheit und Veränderbarkeit in der Routine erzwingt und das mit dem Merkmal der Kontextualität verknüpft ist, ist die Zeitlichkeit des Vollzugs einer Praktik. Diese enthält die beiden

Momente der Zukunftsungewissheit und des Potenzials der Sinnverschiebung.«
(Reckwitz 2003, S. 294 f.)

Ausgehend von dieser knappen inhaltlichen Skizze, basierend auf den »glaubwürdigen Quellen« der Praxisforschung, besteht unseres Erachtens der kleinste gemeinsame Nenner der Praxistheorie darin, dass (soziale) Praktiken keineswegs als Handlungen oder/und Entscheidungen und ebenso wenig als bloße Aktivitäten verstanden werden.⁸ Sie umfassen vielmehr kollektivierte(!) »sayings« und/oder »doings«. Praktiken können sich zu Praxen verketteten und sind oft, aber nicht immer ausschließlich Praktiken von Menschen, sondern Praxen, bei denen auch Artefakte, materiale, raum-zeitliche Bedingungen etc. eine Rolle spielen.

Robert Schmidt hat in seiner »Soziologie der Praktiken« drei signifikante forschungspraktische Leitlinien der praxistheoretischen Forschung ausgemacht (vgl. Schmidt 2012, S. 13 f.): In der Praxisforschung werden demnach theoretische Konzepte »empirienah« entwickelt. In den Fokus rücken so gerade auch die beobachtbaren, nichtsprachlichen Bereiche des Sozialen. Anders als zum Beispiel Armin Nassehi kritisiert hat, führe dies laut Schmidt nicht notwendig zu einer »Selbstbeschränkung auf den engen Kontext des Beobachtbaren« (Nassehi 2006, S. 459) und damit zur Abstraktion von übergeordneten Strukturen, sondern dieser vermeintliche »selbstgenügsame Situationalismus« – wie Schmidt weiter aufzeigt – soll mit Hilfe eines erweiterten Begriffs der Öffentlichkeit überwunden werden. Dabei wird Öffentlichkeit als ein spezifisch verfasster, »übersituativ« strukturierter Raum gedacht, der sich durch eine perspektivische Pluralität auszeichnet, in der nicht nur die Aktivitäten Ko-Präsentier, sondern »auch die Mitwirkung von Artefakten, materiellen Umgebungen, Körpern, Symbolen und Medien berücksichtigt« (Schmidt 2012, S. 248) werden sollen.

Dass diese »übersituativen Strukturierungen« (ebd.) wichtige Forschungsperspektiven eröffnen, um das Soziale zu erforschen, zeigt sich schon darin, dass in den eingangs erwähnten bedeutenden philosophischen Arbeiten zur Praxisforschung genau jene Ebene der Praxen adressiert worden ist. So konzipierte schon Wittgenstein das Soziale als ein Zusammenleben und ein Zusammenhängen, in denen nicht über das bloße Kennen von Regeln (im Sinne von Regel-Wissen), sondern erst über das empirisch-praktische Wissen, wie man »es« macht, d.h. über das praktische Beherrschen von Gepflogenheiten und Gebräuchen Bedeutungen hergestellt werden. Bourdieu entwickelte das Konzept des feldspezifischen Habitus als ein System dauerhafter Wahrnehmungs-, Denk- und Verhaltensdispositionen, die er als inkorporierte Formen sozialer Strukturen begriff. Mit einer ähnlichen Stoßrichtung konzipierte Giddens das Konzept der strukturierten und strukturierenden Praxisprozesse, ist in der Akteur-Netzwerk-Theorie die Rede von Netzwerken, macht Butler den Begriff der Matrix fruchtbar, während Foucault von Dispositiven

8 Dies wird allerdings von Bongaerts (2007, insb. S. 250 ff.) und Schulz-Schaeffer (2010) als Verkürzung kritisiert, denn PraxisforscherInnen würden hier die Unterscheidung zwischen geplanten Handlungen und faktischem Handeln im Vollzug vernachlässigen.

spricht, um die raum-zeitlichen Verkettungen von Praktiken zu Praxen und deren gesellschaftlichen Bedingungen zu beschreiben.

All diesen Konzepten bzw. Theorien ist aus unserer Sicht gemeinsam, dass sie zwar um die Relevanz der Beziehungsgefüge sozialer Praktiken auf der Meso-Ebene (und ihrer Verschränkungen mit einer Makro-Ebene) wissen, aber dazu keine eigenständigen Analyserahmen ausweisen. Und sie haben auch keine im strengen Sinn sozialwissenschaftlichen Methoden entwickelt, um systematisch das *Wie* dieser Formierungs- und Transformierungsprozesse des Sozialen (im Zusammenspiel der jeweiligen Ebenen) zu erforschen. Genau darin könnte auch ein Grund dafür gesehen werden, dass man sich in vielen empirischen Studien der Praxisforschung bisher auf die Erforschung der Konkretisierung situationsbezogener Praktiken gleichsam auf der Mikroebene konzentriert, statt systematisch die damit verbundenen (sowohl auf Mikro-, Meso- wie auf Makro-Ebene verortbaren) Macht- und Herrschaftsverhältnisse in den Blick zu nehmen. Gleiches gilt für die mehrebenenanalytische Untersuchung von Trans- wie Re-Formierungen von Objektivationen und Subjektivationen und deren raum-/zeitlichen Bedingungen. Die Relevanz – wenn nicht gar Notwendigkeit – einer solchen Forschungsperspektive konstatieren PraxistheoretikerInnen selbst. So erklärt etwa Reckwitz am Ende seines Aufsatzes über die Grundelemente einer Theorie der Praxis, dass »in der sozialen Welt nicht einzelne diskrete »soziale Praktiken« isoliert vorkommen, vielmehr bildet die soziale Welt lose gekoppelte Komplexe von Praktiken, die häufig nur bedingt und widerspruchsvoll aufeinander abgestimmt oder gegeneinander abgegrenzt sind. Für eine gesellschaftstheoretische Weiterentwicklung der Praxistheorie ist zentral, »Makro-Aggregate« von Komplexen miteinander zusammenhängender Praktiken zu rekonstruieren« (Reckwitz 2003, S. 295).⁹ Betont Reckwitz an dieser Stelle das Zusammenhängen von Praktiken, so hat sich Schatzki (2002) darüber hinaus in seinen Untersuchungen zur Ontologie sozialer Praxen – er spricht von »social sites« – für die Anordnung von Dingen, Akteuren und Artefakten interessiert: Schatzki versteht dabei unter social site »a mesh of practices and orders: a contingently and differentially evolving configuration of organized activities and arrangements« (Schatzki 2002, S. XII). Indem er beide Aspekte – »practices« und »orders« – in den Blick nimmt, will Schatzki, »Michel Foucault's vision of history as a thoroughly contingent and severely fragmented affair« (ebd.) analytisch substanzialisieren.¹⁰

9 Dabei ließen sich – so fährt Reckwitz (2003, S. 295) fort – die Praktiken-Komplexe unter zwei verschiedenen Aspekten betrachten: entweder als »soziale Felder«, in denen Praktiken »der Sache nach« zusammenhängen und aufeinander abgestimmt sind – etwa in Institutionen, Organisationen oder in so genannten »Funktionssystemen« – oder aber als »Lebensformen«, in denen Praktiken etwa in einer kulturellen Klasse, einem Milieu oder einer kulturellen Bewegung so miteinander zusammenhängen, dass sie die gesamte Lebens- und Alltagszeit der beteiligten Subjekte strukturieren.

10 Schatzki geht davon aus, dass »social sites« stete Orte unsteter Ereignisse sind, die wiederum Ausgangspunkte gesellschaftlicher Transformationsprozesse sein können (vgl. Schatzki 2002, S. 234). Dabei geht es Schatzki weniger darum, ein methodologisches Forschungsprogramm zu Erforschung von »social sites« auszubuchstabieren, vielmehr zielt er zunächst darauf, eine Ontologie des Sozialen zu begründen. Er konstatiert: »My attention focussed on ontological matters« (ebd., S. 265). Davon

2 Zentrale Konturen der Dispositivforschung

Genau dieses Ziel verfolgt das in Anlehnung an Foucault entwickelte Dispositivkonzept, indem es systematisch nach dem Zusammenspiel beider Aspekte, nämlich sowohl der diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken als auch der beteiligte Akteure bzw. Aktanten, Dinge, Artefakte und nach deren empirisch-praktischen Wirksamkeiten fragt. Die besondere Relevanz dieser Fragen hat Foucault schon früh bei seinen Überlegungen zur »kritischen Ontologie der Gegenwart« insbesondere in seinen Arbeiten zum organisationalen Wandel des Strafens und der »Behandlung« des Begehrens konstatiert (Foucault 1976, 1988). Jene Forschungsarbeiten, in denen Foucault selbst den Dispositivbegriff nutzte, kreisen im Wesentlichen um Fragen nach dem historisch-konkreten Arrangement zwischen diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken und deren Anlässen wie Konsequenzen. Im Folgenden werden wir zunächst das Dispositivkonzept als wissenssoziologisch begründetes, weil inspiriertes Analyseprogramm vorstellen und dann wesentliche analytische Dimensionen des Dispositivkonzepts darstellen.

Das Dispositivkonzept als wissenssoziologisch begründetes Analyseprogramm

Dazu ist zunächst festzuhalten: Die Wahrnehmungsweisen, mit denen sich Menschen ihre Welt als (real) gegeben erschließen, lassen sich als Ausdruck der jeweils vorherrschenden, objektivierten Wissensordnungen fassen, welche diese Wahrnehmungsweisen im Zuge von Sozialisationsprozessen gleichsam in die Menschen »einsetzen«. In Anlehnung an Peter Bergers und Thomas Luckmanns Dialektik von subjektiver und objektiver Wirklichkeit (1987) formuliert und diskurstheoretisch gewendet, wird die mittels Diskursen als objektiv gegeben erscheinende Wirklichkeit qua individueller Aneignung zur subjektiven, dann im alltäglichen Austausch der Menschen untereinander, mit den sie umgebenden Dingen und deren Gebrauch etc. objektiviert (dabei reproduziert oder abgewandelt, verändert) und so zur intersubjektiv geteilten Wirklichkeit. Aufschlussreich hierbei erscheint der Hinweis, den François Ewald in seiner Einleitung zur Textsammlung »Dispositive der Macht« (Foucault 1978) gibt und der sich als Mahnung verstehen lässt, nicht gleichsam vorschnell Diskurs, Praxis und Subjektivität miteinander »kurzzuschließen«:

»Die Wahrheit, der Diskurs und das Wissen sind nicht mit dem Sein, mit dem Objekt, der Realität oder den Dingen in Beziehung zu bringen, sondern mit den Machttechniken, die sie ermöglichen, produzieren, ihnen die Bedingungen ihrer Möglichkeit geben und sie zugleich legitimieren und konsolidieren.« (Ewald 1978, S. 16)

ausgehend stellt er auch abschließend klar, dass die hermeneutischen Implikationen seiner Überlegungen offen bleiben, genauso wie er Machtverhältnisse und ihre Wirkungen bisher nicht direkt adressiert habe (vgl. ebd., S. 266 f.).

Zwar kommt Diskursen als Aussage-Praktiken, »die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen« (Foucault 1973, S. 74) und deren Analyse Foucault eindrucksvoll in der »Ordnung des Diskurses« (Foucault 1998) entfaltet, jene wirklichkeitsstiftende, weil bedeutungsschaffende und -reproduzierende Macht zu, aber der Diskursanalytik ist – Ewald folgend – eine Machtanalytik zur Seite zu stellen. Eine solche Machtanalytik widmet sich umfassend den institutionellen Praktiken und gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen die Individuen ‚eingestellt‘ sind, die sie zu dem machen, was sie sind, oder gegen die sie sich widerständig zeigen, die sich durch andere Praktiken verändern etc. Denn

»es sind nicht einfach »die Diskurse«, die Wirklichkeit – das was Menschen als Welt, in der sie leben, individuell wie kollektiv erfahren – konstituieren, auf Dauer stellen oder verändern und damit das gesellschaftliche Sein der Menschen determinieren.« (Bührmann/Schneider 2012, S. 28)

Ihre wirklichkeitsschaffenden oder verändernden Machtwirkungen entfalten Diskurse vielmehr über die durch sie prozessierten Wissensordnungen dann, wenn dieses als wahr geltende Wissen »schließlich als vorherrschende Bedeutungen, Sinngehalte, Deutungsmuster das alltägliche Wahrnehmen, Denken und Handeln der Menschen als gesellschaftliche Praxis orientieren« (ebd.) bzw. dominieren.

Damit ist bereits grob die Analyseprogrammatur eines an Foucault orientierten Dispositivkonzepts gekennzeichnet (vgl. Abb. 2). Sie zentriert sich um die Bestimmung von Wissen/Wissensordnungen in ihrem Verhältnis zu den sie prozessierenden Diskursfor-

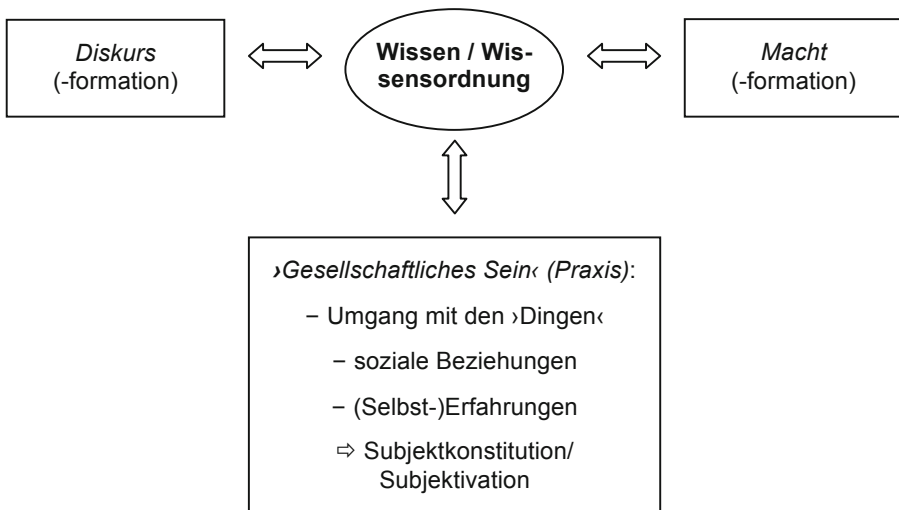


Abb. 2: Dispositivkonzept: Analyseprogrammatur (Bührmann/Schneider 2012, S. 32)

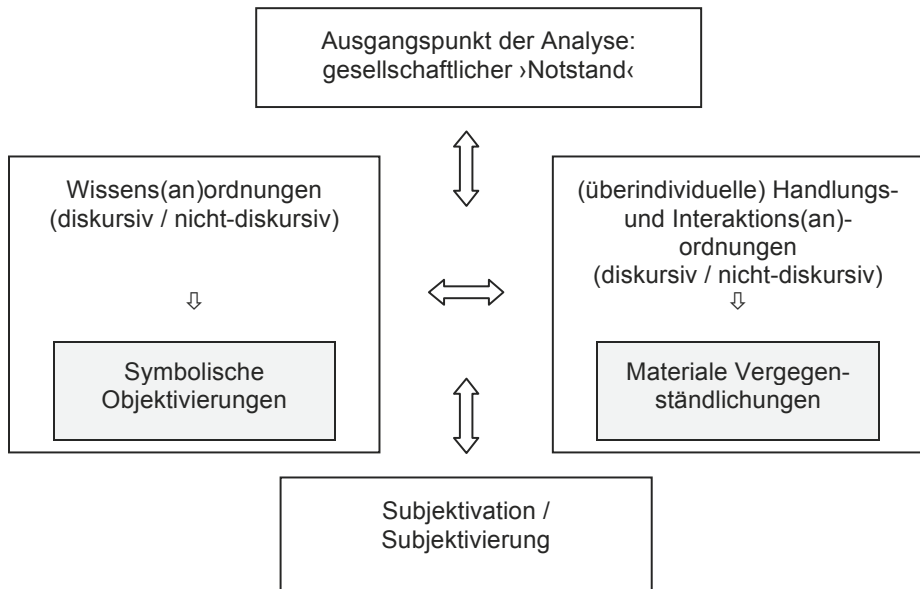


Abb. 3: Dispositivkonzept: Analysedimensionen (in Anlehnung an Bührmann/Schneider 2012, S. 56)

mationen in Verbindung mit den jeweiligen Machtformationen.¹¹ Und sie zielt damit auf die Bestimmung des gesellschaftlichen Seins von Individuen oder Selbsten in ihrem je spezifischen, von ihnen »für wahr-genommenen« Welt- und Selbstbezug: den Umgang mit den Dingen, ihre sozialen Beziehungen, ihre Welt- und Selbsterfahrungen bis hin zu den Herstellungs- und Darstellungspraktiken dieses Selbst, das sich und seine Welt als »Selbst« erfährt und darin (inter-)agiert (Bührmann/Schneider 2012, S. 32 ff.).

Wesentliche analytische Dimensionen des Dispositivkonzepts

Was genau aber ist nun ein Dispositiv? Bzw. anders gefragt und besser, weil nicht missverständlich essentialistisch formuliert: Was sind die wesentlichen analytischen Dimensionen des Dispositivkonzepts im Sinne einer Analyseheuristik (vgl. Abb. 3)?

Für Foucault, der in seinen verschiedenen Arbeiten u.a. von »Machtdispositiven« wie dem Sexualitäts-, Inhaftierungs- oder Geständnisdispositiv spricht, kann ein Dispositiv ganz allgemein als ein Ensemble, bestehend aus diskursiven und nicht-diskursiven Prak-

11 Hierin verknüpft sich die Diskursanalytik als Rekonstruktion der diskursiven Ordnung der Wahrheit im Sinne von geltendem bzw. Geltung beanspruchenden Wissens mit einer Machtanalytik als Rekonstruktion der produktiven Machtrelationen und institutionalisierten Herrschaftstechniken.

tiken und damit verbundenen Objektivierungen wie Subjektivierungen, verstanden werden (Foucault 1978, S. 119). Die Hauptfunktion von Dispositiven besteht darin, auf eine »urgence«, einen gesellschaftlichen Notstand, eine Dringlichkeit, ein bestehendes oder gleichsam sich abzeichnendes – mithin diskursiv prozessiertes, also ›wahr‹ im Sinne von ›wahr-nehmbar‹ gemachtes – gesellschaftliches Problem zu reagieren (vgl. Foucault 1978, S. 120 ff.). In diesem Sinne entwickelte sich – wie der Erziehungswissenschaftler Ludwig Pongratz (1990) schreibt – beispielsweise das Schul-Dispositiv als historische Antwort auf das sich neu formierende Herstellungs- und Disziplinierungsproblem ›gelehriger Körper‹ in der Neuzeit. Ähnlich dazu entwickeln sich im Blick auf die Moderne bspw. das Gefängnis-Dispositiv, das auf das auftretende Disziplinierungsproblem der Kriminalität zur gesellschaftlichen Kontrolle von nun als abweichend begriffenen Verhalten reagiert oder das Sexualitäts-Dispositiv auf das als Biopolitik sich neu stellende Disziplinierungsproblem von Fortpflanzung und körperlicher Lust.

Dabei charakterisiert Foucault die Funktionsweise von Dispositiven keineswegs ‚einschränkend‘, wie der Disziplinierungsbegriff nahe legen würde, sondern als wesentlich produktiv: Neben (neuen) Institutionen und deren organisationalen Vergegenständlichungen (die Schule, das Gefängnis, die ›Sex-Industrie‹ mit ihren diversen Produkten etc.) werden in Dispositiven entsprechend der jeweiligen historischen Bedingungen über je spezifische Diskurs- und Machtpraktiken historisch-konkrete Subjektkonstitutionen¹² hervorgebracht. Das Ziel der Dispositivanalysen besteht demnach darin, deutlich zu machen, dass es sich bei den spezifischen Formen von Subjektivität um historisch kontingente Erfahrungen handelt, die von bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Möglichkeit(en), wie dem jeweiligen Zusammenspiel von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, abhängig sind. Konkret heißt dies, dass historische oder aktuelle Subjektivationen/Subjektivierungen, wie etwa ein sich selbst permanent disziplinierendes, kontrollierendes und optimierendes »unternehmerisches Selbst« (Miller/Rose 1990) oder auch sein Vorgänger, das sich über seine ›Sexualität‹ definierende moderne, Freudsche »Begehrenssubjekt«, als Effekte diskursiver und nicht-diskursiver Praktiken zu begreifen sind, die in und durch Dispositive hervorgebracht werden und deren Entstehung und Herstellung empirisch zu rekonstruieren ist.

In dieser Lesart des Dispositivbegriffs erscheinen zwei Aspekte wichtig: In den Foucaultschen Formulierungen liegt erstens die Gefahr ihres essentialistischen Missverstehens der als analytisch zu verwendenden Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken, was in der Folge unsinnigerweise zu einer Engführung des Dispositivbegriffs auf das wie auch immer zu definierende Nicht-Diskursive führen würde. Zweitens erscheint dabei eine Reduktion des Dispositivs auf ›bloße Infrastruktur‹ von

12 Mit Subjektconstitution bezeichnen wir den doppelläufigen Prozess von Subjektivation mit ihren normativen Anforderungen (Subjektformierungen/-positionierungen) und Subjektivierung als subjektive Aneignungen von bzw. Umgangsweisen mit diesen Anforderungen (Subjektivierungsweisen). In den historisch-konkreten Subjektivierungsprozessen im Sinne der Hervorbringung von Individuen als spezifische Subjekte unterscheiden wir analytisch also zwischen den normativen »Technologien des Selbst« als Anforderungen an die Subjekte und den konkreten alltagspraktischen »Techniken des Selbst« zur Darstellung des Subjekts als Selbst in seinen sozialen Bezügen.

Diskursen naheliegend (vgl. Bührmann/Schneider 2007, S. 17 ff.), die jedoch insofern zu kurz greift, als Dispositive weiter reichen als mit dieser Infrastruktur-Metapher impliziert. Sie weisen insofern über die in ihnen enthaltenen Diskurse hinaus, als sie über symbolische und materiale Objektivierungen sowie institutionelle Formierungen nicht-diskursiver Praktiken alltagspraktisch auf Subjektivierungsprozesse sozialer Akteure wirken, ja diese im Sinne von Handlungswirkmächtigkeit gleichsam hervorbringen. Diese gehen – idealtypisierend formuliert – in einem Fall mit der Ausbildung umfassender Handlungsfähigkeiten (als disponierende Subjektivität), im anderen Fall mit Abhängigkeiten und eingeschränkten Handlungsfähigkeiten (als disponierte Subjektivität) einher (Link 2007, S. 221; Traue 2010, S. 239). Dispositive bereiten so zwar den Boden für diskursiv prozessierte Denkbareits-, Sichtbarkeits- und Sagbarkeitsräume, bilden aber gleichzeitig alltagspraktisch jene Machbarkeitsräume, in denen die durch Handeln geschaffenen symbolischen Objektivationen und materiale Vergegenständlichungen ihre Wirkungen entfalten können,¹³ indem sie mit jeweiligen Subjektivierungen/Subjektivierungen im Sinne von Selbstkonstitution und Selbsterfahrung von Individuen korrespondieren. Im historischen Prozess transformierbar ebenso wie selbst transformierend, können Dispositive über den Zeitverlauf hinweg zwar sowohl als Voraussetzung wie auch als Effekt von diskursiv prozessierten Um-/Ordnungen des Wissens fungieren, aber als Analysekonzept umfassen sie ein ›Mehr‹ als das Diskurskonzept und fungieren nicht als dessen bloße ›Infrastruktur‹.

Entgegen der mit der Infrastruktur-Metapher implizierten Engführung eröffnet das Dispositivkonzept gegenüber dem Diskurskonzept folglich eine Verschiebung und Erweiterung der Blickrichtung: Während – bildhaft gesprochen – der/die DiskursanalytikerIn durch die Äußerungen hindurch und jenseits der Äußerungen die Bedingungen und Regeln der Aussagepraxis ›ent-decken‹ möchte und von dort aus auf die Voraussetzungen wie Folgen des dergestalt prozessierten ›wahren Wissens‹ schließt, bilden aus dispositivtheoretischer Perspektive die Aussagenformationen in ihrer raum-zeitlichen Situiertheit den analytischen Ausgangspunkt der Forschungsperspektive. Diese zentriert sich um den machtrelevanten Zusammenhang von Wissen/Wissens(an)ordnungen und gesellschaftlicher Praxis bzw. gesellschaftlichem Sein, wobei sich das Dispositivkonzept nicht der Analyse des »Nicht-Diskursiven«, des Gegenständlichen, des Tuns als solchem widmet. Es ist vielmehr komplementär zum diskursanalytischen Blick auf die Analyse dessen gerichtet, was aus diskursiv vermittelten Wissensordnungen insofern ›wirk-liche‹ (und deshalb machtvolle!) Effekte zeitigt, als es in seiner kollektiven wie individuellen Vermittlung im Selbst- wie Weltbezug der Subjekte handlungswirksam wird und dadurch (erst) auf jene Wissensordnungen rückwirken kann (Bührmann/Schneider 2007). Die empirischen Forschungsfelder können dementsprechend institutionalisiertes Handeln ebenso wie einfaches alltägliches Tun, der Umgang mit Dingen, Gegenständen ebenso wie die Dinge, Gegenstände selbst, Gebäude, Gefühle ebenso wie Naturereignisse usw. sein, denn nicht die Forschungsgegenstände konstituieren und formieren die For-

13 Ähnlich argumentiert Giddens (1984) in Bezug auf das Verhältnis zwischen Strukturen und Strukturationen.

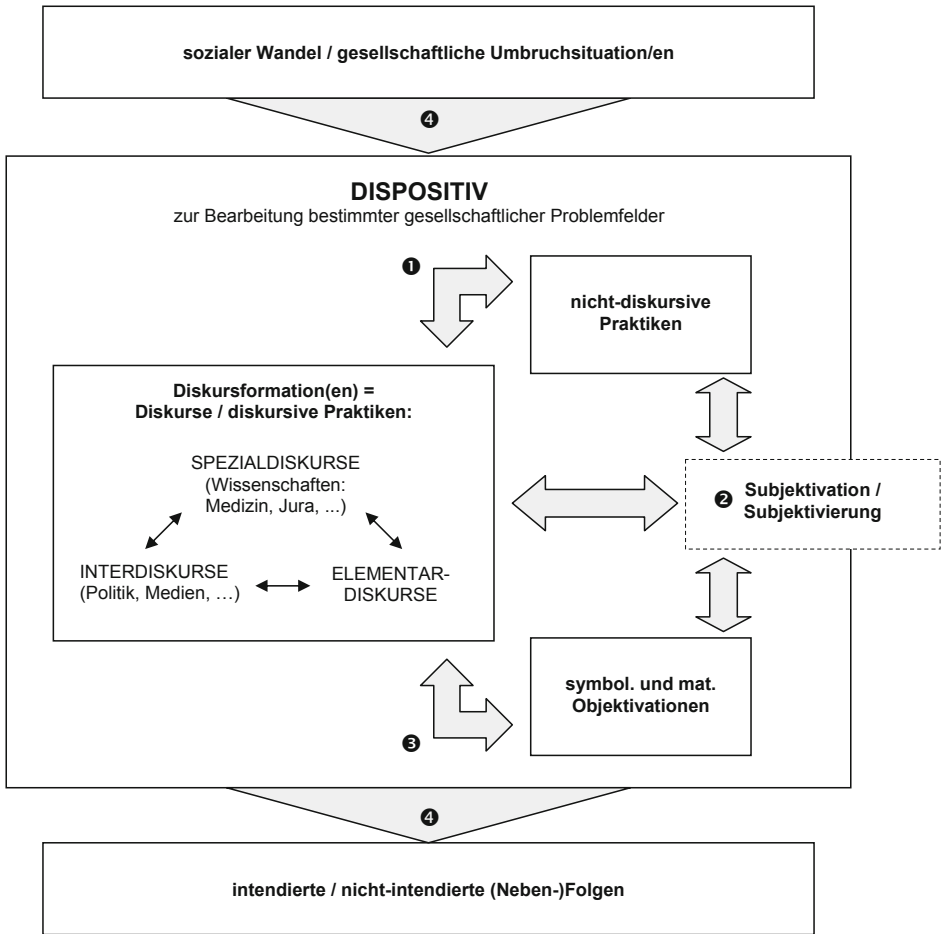


Abb. 4: Dimensionen der Dispositivanalyse (Bühmann/Schneider 2012, S. 94)

schnungsperspektive, sondern umgekehrt: Das Dispositivkonzept formiert den forschenden Blick.

Dispositive sind zusammengefasst als ein jeweils beschreibbares soziohistorisches Arrangement von Diskurse, Praktiken, Objektivierungen und Subjektkonstitutionen zu kennzeichnen und bezeichnen somit »komplexe Ausschnitte einer historisch gewordenen Sozialwelt mit ihrem (je typischen) Sagen und Tun, ihren spezifischen symbolischen Sichtbarkeiten wie materialen Vergegenständlichungen« (Bühmann/Schneider 2012, S. 68). Den heuristischen Orientierungsrahmen für die darauf aufbauenden methodisch-praktischen Umsetzungen einer dispositivanalytischen Forschungskonzeption bilden die jeweiligen, empirisch zu fassenden Verhältnisbestimmungen zu den genannten Dimensionen, die das folgende Schaubild (vgl. Abb. 4) verdeutlichen soll (Bühmann/Schneider 2012, S. 92 ff.).

- Zu (1): In welchem Verhältnis stehen diskursive Praktiken in Gestalt z.B. von Spezialdiskurs(en), Interdiskurs(en) und/oder Elementar- bzw. Alltagsdiskurs(en) und (alltagsweltliche) nicht-diskursive Praktiken?
- Zu (2): In welchem Verhältnis stehen diskursive Praktiken, nicht-diskursive Praktiken, symbolische wie materiale Objektivierungen und Subjektivierung/Subjektivierung?
- Zu (3): In welchem Verhältnis stehen diskursive Praktiken mit den vorherrschenden Wissensordnungen, die sich in der »Ordnung der Dinge« manifestieren (im Sinne von symbolischen wie materialen Objektivationen insbesondere in Alltags-/Elementarkulturen)?
- Zu (4): In welchem Verhältnis stehen diskursive Praktiken, nicht-diskursive Praktiken und Objektivationen – kurzum: Dispositive – mit gesellschaftlichem Wandel (Umbruchsituationen) und dispositiven nicht-/intendierten (Neben-)Folgen?

Während Diskursanalysen das Zusammenspiel verschiedener Diskursformationen¹⁴ und deren Prozessierung von »wahrem Wissen« rekonstruieren, zielt eine dispositivanalytische Vorgehensweise auf die in den Alltagswelten der sozialen Akteure beobachtbaren, mit den jeweiligen Diskursformationen zusammenhängenden nicht-diskursive Praktiken (vgl. 1 in Abb. 4). Zu nennen wären hier z.B. veralltäglichte, routinisierte oder ritualisierte Körper-Praktiken, aber auch ihre jeweiligen symbolischen und materialen Objektivationen (vgl. 3 in Abb. 4). Sie geben Aufschluss über die manifesten und latenten Wirkungsweisen von diskursiv prozessiertem wahren Wissen – sei es in den symbolischen Objektivationen solchen Wissens oder als materiale Vergegenständlichungen wie die Architektur oder Artefakte des alltäglichen Lebens. Nicht zuletzt sind es gerade diese Objektivationen, die einerseits in und durch Handeln geschaffen werden und andererseits durch das darauf bezogene Handeln – ihr Gebrauch, ihre Verwendung – die Machtwirkungen von Diskursen für die Subjekte gleichsam konkret erfahrbar (im Sinne von handlungswirksam) zur Entfaltung bringen.

Die damit angesprochene Frage, wie sich dispositive Formierungen auf die Individuen auswirken, kommt mit der Dimension der Subjektivierung/Subjektivierung genauer in den Blick (vgl. 2 in Abb. 4). Im Schaubild ist dieser »Baustein« des Dispositivs gestrichelt gerahmt und ragt teilweise aus dem Dispositivkasten hinaus, da Subjektivität realiter nicht im Rahmen nur einer, sondern an den Schnittpunkten verschiedener dispositiver Formierungen entsteht. Die innerhalb eines Dispositivs angesiedelten Subjektformierungen/-positionierungen lassen sich dabei einerseits als »Art und Weise [...] verstehen, wie Individuen von Diskursen als (z.B. disponierende oder disponierte) Subjekte adres-

14 Unter (1) erfolgt eine kategoriale Differenzierung von Diskursformationen unter Rückgriff auf Jürgen Links (2005, 2007) Unterscheidung zwischen wissenschaftlichen Spezialdiskursen mit dem dort produzierten, disziplinspezifischen Wissen und den popularisierenden vermittelnden Interdiskursen sowie den Elementar- bzw. Alltagsdiskursen. Mit Blick auf die aktuellen Konjunkturen verschiedener Ratgeberliteraturen ist allerdings zu fragen, ob nicht genauer zwischen unterschiedlichen Formen des Interdiskurses unterschieden werden müsste oder gar zwischen Inter- und Spezialdiskursen weitere Diskursformationen anzusiedeln wären.

siert werden« (Bührmann/Schneider 2012, S. 69). Damit korrespondierend sucht andererseits die Frage nach Subjektivierungsweisen zu klären, inwieweit und wie sich die Individuen die gesellschaftlich hegemonialen Subjektformierungen und -positionierungen aneignen und mit welchen »mehr oder weniger affirmativen bis hin zu ablehnenden, widerständigen Praktiken« (ebd., S. 94) dies einhergeht. Konkret ist also danach zu fragen, was den jeweiligen sozialen Akteuren ihrem Selbstbild und ihrer Selbsterfahrung gemäß denkbar oder gar machbar erscheint, was von ihnen als auferlegt, aufgezwungen oder als vorenthalten wahrgenommen wird und so ihr Denken und Handeln orientiert.

Bei welchen der genannten Analysedimensionen bzw. Verhältnisbestimmungen eine Dispositivanalyse – je nach konkreter Forschungsfrage, verfügbaren Forschungsressourcen etc. – auch immer ansetzen mag und gleichgültig, wo und wie sie ihre Schwerpunkte setzt, so hat sie doch »grundsätzlich und immer die gesellschaftstheoretische Verortung und zeitdiagnostische Einordnung des empirisch in den Blick genommenen dispositiven Zusammenhangs« (Bührmann/Schneider 2012, S. 105) zu beachten. Denn schließlich erscheinen Dispositive in dieser Perspektive als sich institutionalisierende bzw. institutionelle Antworten auf bestimmte gesellschaftliche Problemlagen und Umbrüche, die sie selbst gleichsam problematisierend bearbeiten. D.h.: Sie reagieren auf und produzieren selbst gesellschaftlichen Wandel und zeitigen beabsichtigte, aber auch nicht beabsichtigte Wirkungen, Nebenfolgen innerhalb des gesamten Ensembles als Transformation von Machtrelationen und Herrschaftsstrukturen (vgl. 4 in Abb. 4).

Zusammengefasst heißt das: Das diskursive Prozessieren von Wissensordnungen ist selbstredend das empirische Terrain von Diskursanalysen. Mit der dispositivanalytischen Weiterung des forschenden Blicks erfolgt deren systematische Verknüpfung mit der Frage nach nicht-diskursiven Praktiken, der Subjektkonstitution und den symbolischen und materialen Objektivationen. Dispositivanalysen können forschungspraktisch dabei – je nach Erkenntnisinteressen und Fragestellungen – ggf. auch unabhängig von eigens durchgeführten Diskursanalysen und gleichsam selbstständig an den verschiedenen Verhältnisbestimmungen empirisch ansetzen. Konkret ist z.B. empirisch zu rekonstruieren, ob und wie – vor dem Hintergrund gegebener Macht- und Herrschaftsverhältnisse und deren möglicher Trans- bzw. Re-Formierungen – in unterschiedlichen Diskursformationen hervorgebrachte Muster der Subjektformierung und -positionierung mittels verschiedener Selbstpraktiken bis in den Alltag der Menschen hinein reichen und über den sich ändernden Umgang mit den Dingen, mit den anderen, mit sich selbst wiederum beabsichtigte oder unbeabsichtigte (Neben-)Wirkungen entfalten und damit sozialen Wandel vorantreiben: im Privaten ebenso wie im Beruf, in den Mustern der alltäglichen Lebensführung ebenso wie in der Bewältigung von kollektiven Krisenereignissen etc.

3 Die Analyse kollektiver »Sayings and Doings«: Zum Verhältnis von Dispositiv- und Praxisforschung

Eine solche Konturierung der Dispositivforschung mit ihrer forschungsprogrammatischen Ausrichtung als Dispositivanalyse stellt aus unserer Sicht – vor dem Hintergrund

der Diskussion um eine sozialwissenschaftliche Praxisforschung – die konsequente und umfassende praxeologische Erweiterung der Diskursanalyse dar und ist in mehrfacher Hinsicht mit der Praxisforschung verknüpfbar. Mehr noch: Die Dispositivforschung bietet ein ausweisbares Analyseraster, das mit dem Dispositivkonzept systematisch die Frage nach gesellschaftlichen Wandlungsprozessen bzw. Kontinuitäten adressiert und deren Analysedimensionen mit den im vorigen Abschnitt genannten, jeweils empirisch zu klärenden Verhältnisbestimmungen die Vermittlung von Mikro-, Meso- und Marko-Ebene leisten kann.

Zunächst ist konkret festzuhalten, dass – ganz im Sinne von Schatzkis »sayings and doings« – im Zentrum des dispositivanalytischen Blicks die Frage nach dem Verhältnis von Diskurs und (Alltags-)Praxis der vom Diskurs adressierten Akteure steht. Praxistheoretischen Ansätzen geht es – wie oben ausgeführt – um ein anderes Verständnis dessen, was »Handeln« kennzeichnet und damit auch, was unter »Akteuren« zu verstehen ist, und schließlich: was das Soziale kennzeichnet. Der Begriff der (sozialen) Praktiken ist dabei – wie oben ausgewiesen – weder mit der Ebene individueller Handlungen gleichzusetzen noch in überindividuelle sozialen Strukturen aufzulösen, vielmehr werden Praktiken selbst zum Ort des Sozialen deklariert. Ganz ähnlich dazu verweist das Dispositivkonzept auf ein Verständnis von (nicht-/diskursiven) Praktiken und Praxen. Praxen werden demzufolge als systematische, institutionalisierte und damit auf Dauer gestellte, überindividuell Geltung beanspruchende Verkettungen von Praktiken verstanden, während Praktiken Bündel von aufeinander bezogenen Handlungs- und Interaktionsmuster bezeichnen, die routinisiert im Alltag von Akteuren eingezogen und via kollektiv geteilter Normen und Wertbezüge der je herrschenden Wissensordnung legitimiert sind. Praktiken erfolgen »verregelmäßigt«, d.h. sie sind zwar situativ-kontextuell gebunden, treten aber in ähnlichen oder gleichen Situationen immer wieder – d.h. erwartbar – auf und unterliegen der sozialen Kontrolle. Sie beinhalten, »realisieren« und reproduzieren somit Vorstellungen des »richtigen« Akteurs, des »richtigen« Tuns zur »rechten« Zeit und am »rechten« Ort (z.B. des rechten Gebrauchs der richtigen Dinge etc.) sowie der »richtigen« und deshalb zu erreichenden Ziele (bezogen auf das Selbst, den Anderen, ein Kollektiv, die materiale Welt etc.). Mit dieser jeweils im Vollzug realisierten Ordnung des Sagens und Tuns eröffnen – ganz im Sinne von Foucaults Vorstellung von der Produktivität von Machtrelationen und der damit möglichen Trans- bzw. Re-Formierung von Herrschaftsverhältnissen – die vorherrschenden Praktiken immer schon den Möglichkeitsraum für Abweichungen sowie für widerständige Praktiken, wenn man so will für Gegenpraktiken.

Das Dispositivkonzept ist darauf angelegt, seinen Suchblick genau in diese Lücke zwischen den Akten der »permanenten Re-Formierung« – im Sinne der Wiederholung einer Formierung – und der damit gleichzeitig immer schon eröffneten Möglichkeit einer wie auch immer gearteten »Trans-Formierung« als Verschiebung, Veränderung, Abweichung des Tuns und der jeweiligen raumzeitlichen Anordnung der Dinge als symbolische wie materiale Objektivierungen der je herrschenden Wissensordnungen zu richten. Dergestalt ist mit dem Dispositivkonzept die zeitdiagnostisch wie gesellschaftstheoretisch relevante Frage von Wandel oder Kontinuität direkt mit der praxisrelevanten Foucaultschen

Macht- und Herrschaftsfrage verbunden. Für deren empirische Klärung erscheint es nicht ausreichend, nur ›positive‹, also gegebene und beobachtbare Praktiken zu erforschen, sondern ebenso den damit einhergehenden Möglichkeitsraum von »sayings und doings« in ihren jeweiligen Offenheit bzw. Unbestimmtheit oder Regelgeleitetheit auszuloten sowie Ausmaß und Modi der sozialen Kontrolle zu bestimmen. Deshalb beinhaltet das Dispositivkonzept die Frage nach dem Anlass von Veränderungen in Praxisfeldern, den dazu erkennbaren Problematisierungen sowie ihren Folgen auf Ebene der Akteure bzw. auf der Mikro-Ebene, ebenso auf der Meso-Ebene von Institutionen mit ihren Rollenfigurationen wie auch auf der Makro-Ebene von vorherrschenden Diskursformationen mit ihren jeweils Geltung beanspruchenden Wissensordnungen.

Wenn es zutrifft, dass die Praxisforschung soziale Praktiken auf der Meso-Ebene verortet und in der Forschung sich aus methodologisch-methodischen Gründen bislang primär auf die Mikro-Ebene fokussiert (hat), dann bietet das (wissenssoziologisch fundierte) Dispositivkonzept hierzu eine Alternative. Denn es folgt im Grundsatz der Berger und Luckmannschen Idee von Intersubjektivität als Dialektik von Objektivierung und Subjektivierung und verbindet damit analytisch eine Meso-Ebene der Praxen mit der Mikro-Ebene des Alltagswissens, des alltäglichen Tuns und Interagierens ebenso wie mit der Makro-Ebene der Formierung und Legitimierung von gesellschaftlichen Praxisfeldern durch symbolische Sinnwelten. Insofern ist tatsächlich – wie Reckwitz (2003, S. 289 f.) konstatiert – das Soziale nicht per se durch »Intersubjektivität«, »Normgeleitetheit«, »Kommunikation« bestimmbar, sondern der empirisch-analytische Zugang zum Sozialen ist über die Kollektivität bzw. – in einer relationalen Perspektive gedacht – über das Zusammenspiel von Verhaltensweisen, über das ›praktische Können‹ in seiner Materialität und seiner ›impliziten‹, nicht-rationalistischen Logik zu nehmen.

Ähnlich konvergierend richtet sich der Blick der Dispositivforschung wie der Praxisforschung auf die Frage nach der analytischen Relevanz von »praktischen Objekten«. Eine Praktik basiert auf Handlungsroutrinen und braucht Träger: menschliche Akteure mit inkorporiertem Wissen und (hergestellten) Artefakten und/oder ›natürlichen‹ Dingen, die als Materialisationen von Wissen die jeweilige Praktik mittragen und die z.B. mittels der in sie eingeschriebenen Verwendungsvorgaben ihren Gebrauch vorgeben. Ebenso kann ihr Gebrauch aufgrund anderer zugemessener Bedeutungen als den vorherrschenden von ihrem ›rechten Gebrauch‹ abweichen, oder ihr Gebrauch kann nicht-intendierte Handlungsfolgen aufweisen, die dann wiederum auf die Praktiken rückwirken können, indem die Bedeutungen der Dinge und ihre Verwendungsvorgaben sich verändern.

(Soziale) Praktiken werden – wie im ersten Abschnitt skizziert – von und mit menschlichen Körpern durch- bzw. ausgeführt, sie können als ein Zusammenspiel von geübten Körpern, gegenständlichen Artefakten, ›natürlichen‹ Dingen, Gegebenheiten, sozial-materiellen Infrastrukturen und Rahmungen beschrieben werden. Damit sind sie an bestimmte situative Umstände, Orte, Kontexte und materielle Rahmungen gebunden, ihre Analyse – zumal in der Verkettung von verschiedenen Praktiken zu Praxen – erfordert also die Berücksichtigung des Kontextes ebenso wie der Zeitlichkeit ihres Vollzugs. Mit diesen Vorgaben soll nicht zuletzt den Möglichkeiten zur Veränderungen von Praktiken

und Praxen Rechnung getragen werden, da insbesondere die ›Überraschungen des Kontextes‹ (z.B. durch das Auftreten ›neuer‹ Dinge oder auch Bedingungen), die jeglichem Handeln unterliegende Zukunftsungewissheit und das – nicht zuletzt durch die Rahmungen der Situation gegebene – Potenzial der Sinnverschiebung eingespielte Routinen in Frage stellen können.

Allerdings gilt es gerade hierbei, nicht nur erforderliche analytische Differenzierungen im Auge zu behalten, wie die zwischen Handlungsentwurf und Handeln im Vollzug (vgl. Fußnote 7), sondern generell die aus einer relationalen Perspektive unhintergehbare Differenz zwischen Handlung, Handeln und Interaktion sowie zwischen Routinisierung und Institutionalisierung (mit den jeweiligen Legitimierungen). Denn gerade diese analytischen Differenzierungen verweisen – in Verbindung mit der Frage nach einer möglichen Subjektkonstitution – auf sich ändernde oder kontinuierende, auf sich verfestigende oder neue, abweichende Machtrelationen, die Herrschaftsformen und -konstellationen stabilisieren oder destabilisieren können. Anders formuliert: Zu beachten ist die empirisch zu bearbeitende Differenz von diskursiv prozessierten Handlungsvorgaben im Sinne allgemeiner Normen und Erwartungen (das zu Tuende in Relation zum Nicht-zu-Tuenden: was nicht getan werden soll, darf oder auch nicht getan werden kann), dem konkreten Handlungsentwurf (inkl. seiner Motive und Begründungen im Sinne der Schützschen »um-zu-«, und »weil-Motive«) und dem faktischen Handeln im Vollzug mit seinen dann ›für wahr-genommenen‹ Handlungsfolgen. Die empirisch zu klärende Frage, inwiefern situative Bedingungen und Rahmungen gleich bleiben oder sich ändern, wie und weshalb Kontexte sich verändern oder gar neue entstehen – und damit letztlich die Frage nach gesellschaftlichem Wandel –, ist nicht hinreichend aufschließbar, wenn sie nicht auch – wie im Dispositivkonzept angelegt – in einen Zusammenhang mit der Frage nach Machtrelationen und Herrschaftsverhältnissen gebracht wird.

Wenn nun PraxistheoretikerInnen selbst die Forderung erheben, dass nicht einzelne, isolierte Praktiken zu untersuchen sind, da die soziale Welt durch mehr oder weniger lose gekoppelte, häufig aber auch widersprüchliche, gegenläufige Komplexe von Praktiken gekennzeichnet sei, und wenn dabei eine gesellschaftstheoretische Weiterentwicklung der Praxistheorie in Richtung »Makro-Aggregate« von Komplexen miteinander zusammenhängender Praktiken anzustreben sei, die es empirienah zu entwickeln gälte (Reckwitz 2003, S. 295; vgl. auch Schatzki 2002), dann bietet das Dispositivkonzept hierzu eine Möglichkeit: Es verbindet die über Diskurse prozessierten Wissensbestände und Wissensordnungen auf den jeweiligen Aggregierungsebenen von Makro-, Meso- und Mikroebene mit den jeweiligen Praxen und Praktiken, über die Diskurse ihre wirklichkeits-schaffenden oder -verändernden Machtwirkungen erst dann entfalten können, wenn das ›als wahr geltende Wissen‹ die Selbst- und Weltverhältnisse der Individuen in ihrem alltägliche Wahrnehmen, Denken und Handeln erreicht. Diesen Gedanken greift im Grunde auch Reckwitz auf:

»Für die Praxistheorie kann ein Diskurs nichts anderes denn eine spezifische soziale Praktik sein, d. h. der Diskurs wirkt aus praxeologischer Sicht allein in einem bestimmten sozialen Gebrauch, als ein Aussagesystem, das in bestimmten Kontexten re-

zipiert und produziert wird. Erst die Rekonstruktion des kontextuellen Gebrauchs von diskursiven Aussagesystemen kann für die Praxistheorie klären, welche Bedeutung dem Diskurs im Wissen der Teilnehmer zukommt. Ansätze für eine solche praxeologische Version der Diskursanalyse, die die Verwendung von Aussagesystemen im Rahmen bestimmter sozial routinierter Rezeptions- und Produktionspraktiken analysiert, kann man im text- und literaturwissenschaftlichen Bereich im »New historicism« (...) oder der Rezeptionsforschung, einschließlich der weiteren Medienrezeptionsforschung (...), ausmachen. Eine systematischere Ausarbeitung einer praxeologischen Diskursanalyse steht aber noch bevor.« (Reckwitz 2003, S. 298)

Allerdings kann eine solche ausgearbeitete »praxeologische Diskursanalyse« in einem sozialwissenschaftlichen bzw. gar in einem soziologischen Analysekontext aus unserer Sicht gar nicht anders vorgenommen werden als in Form einer Dispositivanalyse, wollte man das unterliegende Diskurskonzept nicht auf medial vermittelte Aussagesysteme (im Sinne von öffentlichen Diskussionen) und deren ›Verwendung‹ verflachen.

Insofern besteht aus unserer Sicht tatsächlich eine Wahlverwandtschaft zwischen Dispositivforschung und Praxisforschung, die umso konkreter wird, je mehr sich die Praxisforschung von einer »situationalistischen Perspektive« abhebt und das Soziale nicht nur im Sinne eines Zusammenspiels routinierter Handlungen eines Kollektivs von Beteiligten zu erforschen sucht.

Literatur

- Beck, U./Lau, C. (Hrsg.) (2005): Theorie und Empirie reflexiver Modernisierung. In: Soziale Welt 56 (2/3), S. 107–135.
- Berger, P. L./Luckmann, T. (1966\1987): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bongaerts, G. (2007): Soziale Praxis und Verhalten – Überlegungen zum Practise Turn in Social Theory. In: Zeitschrift für Soziologie 36(4), S. 246–260.
- Bourdieu, P. (1979): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (1986): The forms of capital. In: Richardson, J. (Hrsg.): Handbook of Theory and Research for the Sociology of Education. New York: Greenwood, S. 241–258.
- Bourdieu, P. (1996): Die Praxis der reflexiven Anthropologie. In: Bourdieu, P./Wacquant, L. D. (1996): Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 251–294.
- Bühmann, A. D./Scheurle, E. (2013): »How to practice practices: Dispositive research as a means to reconstruct social trans-/ formation«. Vortrag gehalten auf der Tagung »From Practice Turn to Praxeological Mainstream?« am IHS Wien, 7. 6. 2013.
- Bühmann, A. D./Schneider, W. (2012): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript.
- Burkart, L. (1989): Der kurze Traum immerwährender Prosperität: eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Campus.
- Butler, J. (1991): Gender trouble. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Butler, J. (1998): Haß spricht. Zur Politik des Performativen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Caborn Wengler, J./Hoffarth, B./Kumiega, L. (2013) (Hrsg.): Verortungen des Dispositiv-Begriffs. Analytische Einsätze zu Raum, Bildung, Politik. Wiesbaden: Springer VS.
- Foucault, M. (1976) Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität Wissen und Wahrheit. Berlin: Merve.
- Foucault, M. (1988): Sexualität und Wahrheit Bd. 1. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989a): Sexualität und Wahrheit Bd. 2. Der Gebrauch der Lüste. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1989b): Sexualität und Wahrheit Bd. 3. Die Sorge um sich. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M./Martin, R./Martin, L.H./Paden, W.E./Rothwell, K.S./Gutman, H./Hutton, P.H. (1993): Technologien des Selbst. Frankfurt am Main: Fischer.
- Giddens, A. (1984/1997): Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt am Main: Campus.
- Giddens, A. (1999): Soziologie. 2., überarbeitete Auflage. Graz und Wien: Nausner & Nausner.
- Hand, M./Stove, E./Southerton, D. (2005): Explaining Showering. A Discussion of the Material, Conventional and Temporal Dimensions of Practice. In: Sociological Research online 10(2). Online: <http://www.research.lancs.ac.uk/portal/en/publications/-%28ae0ed38e-4cff-48c3-9a43-d0bf4aa20033%29.html> (Abruf: 31.01.2016)
- Hillebrandt, F. (2009): Praxistheorie. In: Kneer, G./Schroer, M. (Hrsg.): Handbuch soziologische Theorien. Wiesbaden: VS, S. 369–394.
- Hillebrandt, F. (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer.
- Krämer, H. (2014): Die Praxis der Kreativität. Eine Ethnografie kreativer Arbeit. Bielefeld: transcript.
- Kuhn, T. H. (1967): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Laclau, E./Mouffe, C. (1991): Hegemonie und radikale Demokratie. Zur Dekonstruktion des Marxismus. Wien: Böhlau.
- Latour, B. (1996): Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften. Berlin: Akademie.
- Marx, K. (1969) [1845]: Thesen über Feuerbach, Marx-Engels Werke Band 3. Berlin: Dietz.
- Merton, R. (1968): Social Theory and Social Structure. New York und London: Free Press and Collier-Macmillan.
- Miller, P./Rose, N. (1990): Governing economic life. In: Economy & Society 19(1), S. 1–31.
- Nassehi, A. (2006): Der soziologische Diskurs der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Othmer, J./ Weich, A. (2015) (Hrsg.): Medien – Bildung – Dispositive. Beiträge zu einer interdisziplinären Medienbildungsforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Reckwitz, A. (2002): Towards a Theory of Social Practices. A Development in Cultural Theorizing. In: European Journal of Social Theory 5(2), S. 243–263.
- Reckwitz, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32(4), S. 282–301.
- Reckwitz, A. (2004): Die Entwicklung des Vokabulars der Handlungstheorien: Von den zweck- und normorientierten Modellen zu den Kultur- und Praxistheorien. In: Gabriel, M. (Hrsg.): Paradigmen der akteurszentrierten Soziologie. Wiesbaden: VS, S. 303–328.
- Schatzki, T. (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to human Activity and the Social. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schatzki, T. (2001): Introduction: practice theory. In: Schatzki, T./Knorr Cetina, K./v. Savigny, E. (Hrsg.): The Practise Turn in Contemporary Theory. London: Routledge, S. 1–14.
- Schatzki, T./ Knorr Cetina, K./v. Savigny, E. (2001) (Hrsg.): The Practise Turn in Contemporary Theory. London: Routledge.
- Schmidt, R. (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Schroeter, K.R. (2005): »Pflege als Dispositiv: Zur Ambivalenz von Macht, Hilfe und Kontrolle im Pflegediskurs«. In: Schroeter, K.R./ Rosenthal, T. (Hrsg.): *Soziologie der Pflege. Grundlagen, Wissensbestände und Perspektiven*. Weinheim: Juventa, S. 385–404.
- Schultz-Schaeffer, I. (2010): Praxis, handlungstheoretisch betrachtet. In: *Zeitschrift für Soziologie* 39(4), S. 319–336.
- Stroot, T. (2004): *Praktiken der Sexisierung in Führungspositionen. Geschlechterkonstrukte in der Schulleitung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Taylor, C. (1996): *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Wittgenstein, L. (2011): *Philosophische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Anschriften:

Prof. Dr. Andrea D. Bührmann
Georg-August-Universität Göttingen
Sozialwissenschaftliche Fakultät, Institut für Diversitätsforschung
Platz der Göttinger Sieben 3, 37073 Göttingen
andrea.buehrmann@uni-goettingen.de

Prof. Dr. Werner Schneider
Universität Augsburg
Philosophisch-Sozialwissenschaftliche Fakultät
Universitätsstr. 10, D-86159 Augsburg
werner.schneider@phil.uni-augsburg.de

Jens Maeße / Julian Hamann

Die Universität als Dispositiv

Die gesellschaftliche Einbettung von Bildung und Wissenschaft aus diskurstheoretischer Perspektive

Abstract: Der Beitrag fragt nach einer diskurstheoretischen Perspektive auf die zeitgenössische Universität. Dazu wird zunächst das bisherige Theorieangebot der Soziologie diskutiert. Vor diesem Hintergrund plädiert der Beitrag dafür, die in ein Spannungsverhältnis unterschiedlicher Felder und Diskurse zwischen Bildung, Wissenschaft und Gesellschaft eingelassene Universität als ein Dispositiv zu begreifen. Eine solche Perspektive kann erfassen, wie die Universität über Deutungen, Überschneidungen und Abgrenzungen zwischen dem vermeintlichen Innen von Bildung und Wissenschaft sowie dem scheinbaren Außen von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft vermittelt. Das Potential des theoretischen Zugriffs wird abschließend anhand von empirischen Beispielen demonstriert.

Schlagerwörter: Universität; Diskurstheorie, Dispositiv; Feldanalyse; Wissenschaft; Bildung

Abstract: The contribution develops a discourse theoretical perspective on the contemporary university. Against the background of current sociological accounts, we suggest to understand the university as a dispositif that is embedded in a tension of various fields and discourses between education, science, and society. This perspective can capture how the university connects via interpretations, intersections, and demarcations a supposed internal education and science with a supposed external of economy, politics, and society. Empirical examples illustrate the analytical potential of this theoretical approach.

Keywords: university; discourse theory; dispositif; field analysis; science; education

1 Einleitung

Die soziologische Theorie der Universität hat ein diskurstheoretisches Defizit. Während sich in der Geschichte der Erforschung der Universität die vielfältigen sozialwissenschaftlichen Theorieperspektiven spiegeln, ist erst in jüngerer Zeit eine systematische diskursanalytische Durchdringung der Universität als Ort der Verbindung von Bildung und Wissenschaft zu beobachten.¹ Mit der diskursanalytischen Erweiterung des Gegenstandes Universität konnten neue Potentiale gehoben werden, indem die vielschichtigen sozialen Dimensionen sprachlichen Handelns ausgeleuchtet wurden. Hieran schließen wir an, indem wir eine diskurstheoretische Rekonzeptualisierung der Universität vorschlagen. Im Spannungsverhältnis unterschiedlicher Felder und Diskurse zwischen Bildung, Wissenschaft und Gesellschaft ist die zeitgenössische Universität als ein Dispositiv zu begreifen, in dem zahlreiche Abgrenzungen, Schließungen, Übersetzungen und Deu-

1 Vgl. etwa Angermüller (2007), Hamann (2014), Jessop/Fairclough/Wodak (2008), Maeße (2010).

tungskonflikte stattfinden. Als ein solches Dispositiv vermittelt die Universität zwischen dem vermeintlichen Innen von Bildung und Wissenschaft und dem scheinbaren Außen von Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Wir begreifen Dispositive als diskursive Arrangements, die machtvolle Reglementierungsprozesse mit interpretativer Deutungsoffenheit verbinden und plädieren ausgehend von feldtheoretischen und diskursanalytischen Perspektiven für eine ›kritische‹ Dispositivtheorie.

Aufgrund ihrer hohen gesellschaftspolitischen Relevanz werden Bildung und Wissenschaft auch in Zukunft ein wichtiger Gegenstandsbereich sozialwissenschaftlicher Forschungen sein, die über die engeren Grenzen der Wissenschafts-, Bildungs- und Hochschulforschung hinausgehen. Die Universität zählt heute zu jenen Institutionen, an die zunehmend steigende gesellschaftliche Erwartungen herangetragen werden: Sei es die Sozial- und Arbeitsmarktpolitik, die gesellschaftlichen Aufstieg und Chancengleichheit durch Bildung verspricht und Universitäten eine entsprechend emanzipative Funktion zuschreibt; sei es die Wirtschaftspolitik, welche volkswirtschaftliches Wachstum durch Innovationen aus der Forschung und Investitionen in die Bildung erwartet und Universitäten als Standortfaktor im globalen Wettbewerb begreift; oder sei es die Öffentlichkeit, in der akademisierte ExpertInnen als legitime Akteure der Problemdefinition und -lösung etabliert werden.

Eine auf diese Weise in globale Wissensstrukturen wie auch in nationale, regionale und lokale Kontexte eingebettete und im Wettbewerb um Studierende und Forschungsressourcen stehende Universität der Gegenwart stellt einen anderen Untersuchungsgegenstand dar als ihre Vorformen der elitären Gelehrtenuniversität (18. Jahrhundert), der nationalstaatlich geprägten Ordinarienuniversität (19./20. Jahrhundert) oder der inklusiven Gruppenuniversität (Mitte/Ende des 20. Jahrhunderts). Aus soziologischer Sicht werfen nicht nur neue gesellschaftliche Erwartungen, sondern auch die veränderte strukturelle Ausgestaltung der universitären Welt zwischen Lehre, Forschung und Verwaltung neue Fragen auf, deren Beantwortung von einer diskurstheoretischen Rahmung profitieren kann.

Obleich die gesellschaftliche Einbettung der Universität zu den sozialwissenschaftlichen Grundeinsichten zählt, hat die soziologische Theorieentwicklung außerweltlichen Zwängen oft einen weitgehend autonomen Innenraum der Universität gegenübergestellt und der engen Verzahnung von universitärer Innen- und gesellschaftlicher Außenwelt theorieprogrammatisch nicht ausreichend Rechnung getragen. Entsprechend dieser Innen-Außen-Unterscheidung haben sich auf der einen Seite die Bildungssoziologie und auf der anderen Seite Wissenschaftssoziologie und Hochschulforschung etabliert. Von einer gegenstandsadäquaten soziologischen Theorie der Universität wollen wir hier demgegenüber nur dann sprechen, wenn Bildungs- und Wissenschaftsbereich in der theoretischen Konzeption nicht wieder auseinanderfallen. Vielmehr muss die Beziehung zwischen Universität und Gesellschaft systematisch ausbuchstabiert und reflektiert werden. Diesem Anliegen trägt unsere diskurstheoretische Rekonzeptualisierung der Universität als Dispositiv Rechnung.

Während der erste Abschnitt programmatische Lücken der Universitätstheorie skizziert und damit das Anliegen unseres Beitrags plausibilisiert (2.), werden in einem zwei-

ten Schritt mit der Organisationssoziologie und der Feldtheorie zwei Ansätze vorgestellt, welche die innere Komplexität und die gesellschaftliche Kontextualisierung der Universität zwar grundsätzlich einfangen, aber nur begrenzt begrifflich konzeptualisieren können (3. und 4.). Hierfür, und dies wird in den beiden darauffolgenden Abschnitten gezeigt, bedarf es einer zeichentheoretischen Erweiterung. Die diskursanalytische Rekonzeptualisierung (5.), die diese zeichentheoretische Erweiterung impliziert (6.), ermöglicht es, von der Universität als einem Dispositiv zu sprechen, das auf der einen Seite soziale Strukturen und auf der anderen Seite diskursive Praktiken miteinander kurzschließt. Dies wird in einem abschließenden Schritt empirisch illustriert (7.).

2 Gesellschaftliche Einbettung als Theorieproblem der Universitätssoziologie

Nach Readings (1999) lassen sich mit Blick auf die Entwicklungsphasen der modernen Universität drei Typen unterscheiden. Die frühmoderne »University of Reason« begründet das Projekt der Moderne als einen gesellschaftlichen Rationalisierungsprozess (Weber 1922), der segmentäre Vergesellschaftungsweisen und religiöse Legitimitätsformen durch bürokratische Arbeitsteilung sowie meritokratische und demokratische Rechtfertigungsweisen ersetzt. Diese Gründungsfunktion bereitet schon die in nationale Felder strukturierte Welt der hochmodernen »University of Culture« vor. Sie übernimmt eine Etablierungsfunktion für nationalstaatliche Gesellschaftsprojekte (Ben-David 1971). Gegen Ende des 20. Jahrhunderts wird sie von der spätmodernen »University of Excellence« abgelöst, die sich in einem nationalstaatlich entgrenzten Umfeld bewegt: Ausgerichtet an weltkulturellen Legitimationsmustern (Meyer 2005) und eingebettet in global zirkulierende Zeichensysteme (Angermüller 2010), wird die Universität zunehmend von Akteuren außerhalb des Nationalstaats beeinflusst (Münch 2009), zudem ist sie stärker neoliberal geprägt (Slaughter/Rhoades 2009). Die zeitgenössische Form der Universität sieht sich damit zwei parallel verlaufenden Trends gegenüber: der neoliberalen Umgestaltung, welche die inneren Strukturen der Universität verändert und sie auf neue gesellschaftlichen Aufgaben einstellt, und der Globalisierung, die das Verhältnis der Universität zu gesellschaftlichen Strukturen und Diskursen umjustiert und sie gleichzeitig in neue Kontexte versetzt.

Die skizzierten Umwälzungen stellen die soziologische Theoretisierung sowie die empirische Erforschung der Universität vor neue Herausforderungen. Dabei stellt sich die Frage, inwieweit die sozialwissenschaftliche Theoriebildung den Entwicklungsschritt zur Universität in einer neoliberal umgestalteten, globalisierten Welt mitgemacht hat. Im Folgenden wird deutlich, dass zentrale soziologische Perspektiven vor allem verschiedene Formen der »University of Culture« in den Blick nehmen, aber das veränderte Verhältnis zwischen universitärer Innen- und Außenwelt nicht adäquat erfassen.

So konzentrieren sich etwa evolutionstheoretische Perspektiven auf die universitäre Forschung, die als Produkt eines gesellschaftlichen Differenzierungsprozesses aufgefasst wird. Auf diese Weise wird die Entfaltung des wissenschaftlichen Ethos (Merton 1938,

1973) und seiner institutionellen Bedingungen (Ben-David 1971) beschrieben; unter Berufung auf Isolation als evolutionären Mechanismus kann die Herausbildung der spezifisch modernen Form der Bereiche Wissenschaft, Universität und Profession dargestellt werden (Stichweh 1994, 2014). Auch plötzliche wissenschaftliche Revolutionen können, wenn auch weder kumulativ noch linear, funktionalistisch-evolutionär gedacht werden (Kuhn 1976). Beschreibungen unvermittelter Brüche zwischen jeweils legitimen Wissensbeständen (Foucault 1974) und des jähen Niedergangs der Ordinarienideologie im Zuge der Massenuniversität (Ringer 1987) stellen eine Abkehr von der funktionalistischen Fortschrittslogik dar und legen ihre Schwachpunkte offen: Die Präferenz evolutionärer Perspektiven für die Untersuchung gesellschaftlicher Einflüsse auf die Entwicklung der Universität vernachlässigt universitäre Einflüsse auf die Gesellschaft. Dabei wird insbesondere die Bildungs- und Reproduktionsfunktion der Universität ausgeblendet. Stattdessen besteht – insbesondere bei Ben-David und Merton – eine Tendenz zur normativ motivierten Fokussierung auf die Freiheit und Leistungsfähigkeit universitärer Forschung.

Beachtung finden diese Einwände in strukturfunktionalistischen Theorien. So unterscheiden Parsons und Platt (1973) Bildung und Forschung als theoretisch gleichberechtigte Funktionsbereiche der Universität. Der gesellschaftlichen Einbettung der Universität wird durch eine Treuhänderfunktion Rechnung getragen, in deren Rahmen sie die kognitiven Standards von Rationalität für moderne Gesellschaften verwaltet. Tendenziell wird die Wissenschaft damit aber zu einer Konservierungsagentur reduziert. Diese Bildungsorientierung setzt sich auch in innovativeren Rational Choice-Varianten fort (Boudon 1974). So wie evolutionäre Perspektiven die Bildungs- und Reproduktionsfunktion der Universität vernachlässigen, lassen die funktionalistischen Theorien von Parsons und Platt sowie Boudon wissenschaftssoziologische Aspekte der Universität unterbelichtet. Entsprechend scheint einerseits die gesellschaftliche Anbindung durch die treuhänderische Strukturhaltung unterkomplex und abstrakt zu sein. Andererseits erscheint die wissenschaftliche Welt als ein institutionalisierter Bereich relativ autonomer Praxis, der nach eigenen Regeln funktioniert, keine Rolle zu spielen.

Eine Herausforderung für die funktionalistische Logik sind daher Arbeiten, die die Vergesellschaftung wissenschaftlichen Wissens betonen (Bloor 1976) und dies beispielsweise an der Orientierung an gesellschaftlichen Anwendungskontexten aufzeigen (Etzkowitz/Leydesdorff 1997; Gibbons et al. 1994). Innen- und Außenperspektive der Universität sind hier nicht unilinear, sondern durch beidseitige, rekursive Beeinflussung verbunden (Stehr 2001; Weingart 2001). Studien dieses Forschungsstrangs zeigen die Bedeutung genau jener konkreten Beziehungsmuster zwischen Universität und Gesellschaft, die in der funktionalistischen Bildungsforschung vage und abstrakt bleiben. Doch so wie die Bildungsforschung die Universität weitgehend auf eine Bildungsanstalt reduziert, fassen Studien zur Vergesellschaftung universitären Wissens darunter in erster Linie in der Forschung produziertes, wissenschaftliches Wissen. Dabei werden sowohl der komplexe Nexus zwischen Lehre, Forschung und Verwaltung als auch die Eigenlogik dieser Bereiche weitgehend ausgeblendet.

Gerade auf die Frage nach der Eigenlogik wissenschaftlicher Praktiken gegenüber gesellschaftlichen Zwängen gibt die ethnographische Wissenschaftsforschung Antworten.

Für sie spiegeln wissenschaftliche Mikrowelten nicht allgemeine gesellschaftliche Tendenzen wie etwa Rationalisierung oder Ausdifferenzierung wider. Forschung steht in keiner institutionalisierten Beziehung zur Gesellschaft, sondern bleibt bis in ihre praxeologischen Kapillaren hinein auf sich selbst verwiesen (Hackett et al. 2008). Während zum Beispiel Knorr Cetina in früheren Arbeiten noch den trans-epistemischen Charakter wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Handlungsarenen betonte (Knorr Cetina 1984), fokussiert sie in neueren Studien weitgehend autonome Wissenskulturen mit (ab-)geschlossenen Praxislogiken (Knorr Cetina 2002). Die Akteur-Netzwerk-Theorie beschreibt zwar weit verzweigte Netzwerke, die unterschiedliche Bereiche des Sozialen durchdringen und verknüpfen. Betont werden dabei aber eher zufällige Sequenzen von Ereignissen und nicht systematische Beziehungen zwischen Universität und Gesellschaft. Das wissenschaftliche Labor bleibt ein Bereich, aus dem zunächst einmal autonome stoffliche und soziale Prozesse nach außen übersetzt werden müssen (Latour 1988).

Auch mit lokal situierten Praktiken der Konstruktion von wissenschaftlicher Qualität (Hirschauer 2010) oder von Forschungsergebnissen (Livingston 2006) sowie mit mikropolitischen Prozessen der Entscheidungsfindung (Lamont 2009) arbeitet die ethnographische Forschung fundamentale Aspekte der Universität als Bestandteil der sozialen Welt heraus. Doch die institutionelle wie die gesellschaftliche Einbettung von wissenschaftlicher Forschung – und erst recht der universitären Bildungs- und Reproduktionsfunktion – bleiben programmatisch außen vor. Der unverstellte Blick auf die ›strukturlosen‹ Praktiken scheint genau jene Autonomie durch die Hintertür wieder einzuführen, deren Dekonstruktion sich die ethnographische Wissenschaftsforschung verschrieben hatte.

Unser Überblick über etablierte Theorieperspektiven auf die Universität verdeutlicht, dass die jeweiligen Ansätze zwar wertvolle Einsichten und Beiträge vorgebracht haben, letztlich aber wesentliche Aspekte der Universität in ihrer zeitgenössischen Form nicht erfassen. Zwischen Bildungs-, Verwaltungs- und Forschungsfunktion aufgespannt, changierend zwischen relativ autonomer Innenwelt und ihrer Responsivität für eine Außenwelt, die von globalen bis zu regionalen Kontexten reicht, entzieht sich die Universität dem umfassenden Zugriff der behandelten Theorieansätze. Diese systematischen Defizite und offenen Fragen blieben bisher ›Baustellen‹ einer systematischen Theoretisierung eben jener Institution, die gerade in der Globalisierung zeitgenössischer Gesellschaftsformationen eine zentrale Rolle einnimmt (Stichweh 2000). Aber gerade weil die Universität heute eine enorme gesellschaftliche Breitenwirkung entfaltet und tief in gesellschaftliche Prozesse zwischen Politik, Persönlichkeitsentwicklung, Arbeitswelt, Öffentlichkeit und Wirtschaft involviert ist, kommen die Sozialwissenschaften nicht umhin, die Universität in ihrer Komplexität adäquat zu erfassen.

Über mehr Erklärungspotenzial verfügen in dieser Hinsicht sowohl die Organisationssoziologie als auch die Feldtheorie, bei denen der Zusammenhang zwischen dem Innen und dem Außen der Universität systematischer Bestandteil der soziologischen Theoretisierung ist. Inwieweit können sie der zeitgenössischen Universität gerecht werden?

3 Die Kontextualisierung der Universität in die Gesellschaft

3.1 Die Organisation Universität und ihre gesellschaftliche Umwelt

Die Organisationssoziologie bringt die unterschiedlichen Funktionsbereiche und Praxisfelder zwischen Wissenschaft und Bildung unter dem Dach der Universität als Organisation zusammen. Typischerweise wird zwischen der Ebene der Institution und der Ebene der Disziplin unterschieden (siehe die Beiträge in Clark 1987). Während die Institution die universitären Rollen zwischen ProfessorInnen, NachwuchsforscherInnen, Studierenden und der Verwaltung bereitstellt, definiert die Disziplin die akademische Kultur von den Methoden über das Wissenschaftsverständnis bis hin zu den unterschiedlichen Forschungsfeldern (vgl. auch Abbott 2001; Crane 1972). Im Rahmen dieses arbeitsteiligen Spannungsfeldes befindet sich die Universität in einem ständigen Konflikt zwischen Verwaltung, Lehre und Forschung (Schimank 1995). Anders als in der Idealvorstellung der »University of Reason« und in der funktionalistischen Soziologie von Parsons gehen Forschung und Lehre keine Symbiose ein. Vielmehr ist die Universität eine Organisation, die heterogene Ziele verfolgt und dafür begrenzte Ressourcen einsetzt (Cohen/March/Olsen 1972).

Indem die Organisationssoziologie unterschiedliche, teils konkurrierende Funktionsbereiche mit dem Konzept der Organisation zusammenschließt, gelingt es ihr zunächst, eine soziologisch plausible Darstellung von Bildung und Wissenschaft in der Universität bereit zu stellen. Forschung und Bildung, Institution und Disziplin sind zwar heterogene Praxisfelder, nichtsdestotrotz treten sie auf der Metaebene der Organisation in Beziehung zueinander. Aber wie beschreibt die Organisationssoziologie das Verhältnis von Universität und Gesellschaft?

In der Regel wird die umfassende gesellschaftliche Kontextualisierung der Organisation Universität in Form eines Spannungsverhältnisses zwischen akademischer Selbststeuerung und regulierenden Einflüssen des Staates und des Marktes untersucht (Grande et al. 2013; Schimank/Lange 2007). Mit der Einverleibung und Übersetzung von neuen Steuerungs- und Organisationsmodellen wird die Universität zu einem strategischen Akteur (Meier 2009; Whitley 2008), der Innovationen entwickelt, indem formale Vorgaben in die universitätsinterne Eigenlogik übersetzt werden (Krücken/Hasse 2005). Seine Autonomie ist in diesem Zusammenhang immer durch die Systemumwelt überdeterminiert (Stichweh 2014).

Der umgekehrte Einfluss der Universität auf die Gesellschaft bleibt für organisationssoziologische Perspektiven hingegen weitgehend unklar. Über ihre Bildungs- und Reproduktionsfunktion ist die Universität in eher diffuser Weise an die Gesellschaft angeschlossen, weil sich Bildungsprozesse nicht automatisch in gesellschaftlich relevante Kompetenzprofile übertragen. Abgesehen von anwendungsbezogenen Bereichen in der Industrieforschung und der Politikberatung, wo die Ausbildung in der Regel in eigens dafür vorgesehene Institutionen ausgelagert ist, steht offenbar auch die Forschung in keiner unmittelbaren, soziologisch plausiblen Beziehung zur Gesellschaft. Auf der *formalen* Ebene tritt die Universität als Organisation allerdings über ein modernisierungstheoreti-

sches Argument in Beziehung zur Gesellschaft (Meyer 2005): Durch globale Isomorphieprozesse diffundieren Organisationsmodelle in die Universität, auch wenn sich dieser Prozess nur über langfristige Angleichungen (vgl. Frank/Gabler 2006) und im Spannungsverhältnis zu nationalen Pfadabhängigkeiten (Krücken/Kosmützky/Torka 2006) vollzieht.

Gerade in ihrer neo-institutionalistischen Ausrichtung können organisationssoziologische Ansätze zwar sowohl den Blick für historische Formen der Beziehung zwischen Universität und Gesellschaft als auch für nationalstaatliche Entgrenzungen schärfen (vgl. Fourcade 2006), allerdings werden damit lediglich neue Fragen nach dem Verhältnis von Universität und Gesellschaft aufgeworfen. Wie genau funktionieren Isomorphieprozesse? Wie ist das Verhältnis zwischen der Organisation Universität und anderen gesellschaftlichen Organisationen auf der Metaebene sozialer Austauschprozesse strukturiert: Handelt es sich um ökonomische Ressourcen oder um sozialen Sinn? Wenn letzteres gemeint ist, worin besteht dann die systematische Rolle von Diskursen für den sozialen Stoffaustausch? Akteursfundierte Perspektiven (z.B. Scharpf 2000) geben einen Hinweis darauf, wie Universität und Gesellschaft durch Institutionen und Akteursperzeptionen in Beziehung zueinander stehen. Eine systematische Analyse dieses Zusammenhangs setzt allerdings eine Diskurstheorie voraus, über die die Organisationssoziologie der Universität (noch) nicht verfügt.² Dies gilt auch und gerade für das Verhältnis von Globalisierung und organisatorischem Wandel, weil die weltkulturellen Modelle als kulturelle Formen vorliegen und erst diskursiv angeeignet werden müssen.

3.2 Bildung und Wissenschaft im Feld der Macht

Neben der Organisationssoziologie zeichnet sich auch Bourdieus Feldtheorie durch eine programmatische Theoretisierung der gesellschaftlichen Einbettung von universitärer Bildung und Wissenschaft aus. Zusätzlich zur klassischen Studie, die sich vor allem mit den internen Regeln der akademischen Welt befasst (Bourdieu 1992), sind Bourdieus Arbeiten zur Bildungssoziologie zu nennen, die einerseits die Funktion des Bildungswesens für die Reproduktion sozialer Macht und Ungleichheit erhellen (Bourdieu 2004) und andererseits die Expansion des Bildungssystems als eine Reaktion auf gesamtgesellschaftliche Strukturverschiebungen deuten (Bourdieu/Passeron 1979). Damit nimmt Bourdieu nicht nur eine systematische Verknüpfung von Universität und Gesellschaft vor, sondern auch die Verbindung von Wissenschaft und Bildung als inneruniversitäres Kräfteverhältnis in den Blick.

Die Erlangung, Erhaltung und Reproduktion gesellschaftlicher Positionen basiert in dieser Perspektive auf Legitimationsmechanismen, die den vermachteten und willkürlichen Charakter gesellschaftlicher Beziehungen ausblenden. Hier spielt das Bildungswesen – und mit ihm das über die Universität angeschlossene Wissenschaftshandeln – eine

2 Siehe zur allgemeinen Diskussion von Organisation und Diskurs die Sonderausgaben von *Organizations* (2000, Vol. 7/3, 2002, Vol. 9/4) und *Academy of Management Review* (2004, Vol. 29/4).

Doppelrolle. Es dient einerseits der Reproduktion sozialer Ungleichheiten, weil das Bildungssystem »Leistung« und »Begabung« als Mythos einsetzt, um gesellschaftliche Macht zwischen den Generationen zu vererben (Bourdieu 2001; Bourdieu/Passeron 1979). Andererseits manifestiert sich im Bildungswesen der Kampf zwischen Eliten, etwa in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen zwischen den auf den Nationalstaat gerichteten Industrie- und den global orientierten Finanzeliten um die gesellschaftliche Vorherrschaft. In beiden Fällen führt die Ausweitung des Bildungswesens sowohl zu einer Delegitimierung der Machtansprüche alter Eliten als auch zu einer fortschreitenden Konzentration von Macht in der jeweils herrschenden Fraktion der herrschenden Klasse (vgl. Huffschmid 1994). Bildung etabliert sich als System der Erzeugung legitimer symbolischer Güter im 19. und 20. Jahrhundert (Hamann 2015a) und wird zu einem Herrschaftssystem neben Staat und Markt (Angermüller/Maeße 2015), ohne jedoch den Zusammenhang von Macht und sozialer Herkunft infrage zu stellen (Hartmann 2002).

Universitäre Wissenschaft und Bildung sind nicht nur historisch an gesellschaftliche Transformationen, sondern auch strukturell an die Verteilung von Macht in der Gesellschaft gebunden. Ihre disziplinäre Innenstruktur ist hierarchisch klassifiziert (Bourdieu 2004) und entspricht der gesamtgesellschaftlichen Machtverteilung. So rekrutieren sich viele »geistige« Fächer eher aus dem Bürgertum, während Studierende aus den mittleren und unteren Schichten tendenziell zu »praktischen« Fächern neigen (vgl. Isserstedt et al. 2004, 2010). Das jeweilige Prestige der einzelnen akademischen Disziplinen bemisst sich nicht nur durch feldinterne Bewertungen, sondern ist durch weitere Kraftfelder an der Schnittstelle von Bildungssystem und gesellschaftlicher Klassenlogik bestimmt. Auf einer tiefenstrukturellen Ebene sind nach Bourdieu (2004) auch Wissenschaft und Bildung der klassenförmigen Strukturlogik des gesamtgesellschaftlichen Machtfeldes unterworfen, indem sie legitime Definitionen disziplinärer Klassifikationsordnungen durchsetzen.

Das akademische Feld als Kräfteverhältnis von Wissenschaft und Bildung ist somit in tiefenstruktureller Perspektive zwischen Heteronomie und Autonomie und in historischer Perspektive zwischen gesellschaftlicher Determiniertheit und gesellschaftlicher Determinanz gespalten. Den Anforderungen, die die zeitgenössische Universität als empirischer Untersuchungsgegenstand stellt, ist Bourdieus Universitätssoziologie somit eher gewachsen als andere zentrale Ansätze.

Dennoch bleiben auch hier drei Fragen offen. Bourdieus Perspektive bleibt erstens auf eine nationalstaatlich eingebettete Universität beschränkt und kann daher Trends der Globalisierung und der nationalstaatlichen Entgrenzung, denen sich die spätmoderne Universität gegenüber sieht, nur unzureichend reflektieren.³ Zweitens werden eigenlogische Prozesse des Bildungssystems nicht deutlich, weil dieses weitgehend als passiver Effekt der gesellschaftlichen Reproduktionsmacht erscheint. Die Feldtheorie kann drittens die wechselseitigen Beeinflussungen zwischen Bildung, Wissenschaft und Gesellschaft zwar durch einen kultursoziologisch begründeten Kapitalbegriff theoretisch erfassen

3 Vgl. aber Bernhard/Schmidt-Wellenburg (2014), Gengnagel (2014), Lebaron (2015).

und damit Zirkulationsprozesse denken, jedoch bleibt die diskursive Ebene nur ein homologer Effekt des Feldes.⁴

4 Die Grenzen des Organisationsbegriffs und die Vorzüge der Feldtheorie

Trotz dieser offenen Fragen ist der Feldbegriff für eine diskurstheoretische Erweiterung besonders geeignet. Weil viele Argumente für und gegen den Feldbegriff auch für den Organisationsbegriff gelten, wollen wir kurz das Für und Wider von Feldtheorie und Organisationssoziologie als Anschlusskonzepte für eine Dispositivtheorie skizzieren.

Beide Theorien gehen davon aus, dass die differenten sozialen Kontexte, um welche herum sich die Universität als empirischer und theoretischer Gegenstandsbereich konstituiert, aufeinander Bezug nehmen. Die Organisationssoziologie hat hierfür den Isomorphiebegriff eingeführt (DiMaggio/Powell 1983). Obwohl hiermit eine hilfreiche Typologie vorgelegt ist, bleiben die konkreten isomorphen Dynamiken oft selbst erklärungsbedürftig und theoretisch unterbestimmt (vgl. Krücken/Kosmützy/Torka 2006; Münch 2009). Demgegenüber bringt die Feldtheorie das Homologiepostulat in Stellung (z.B. Bourdieu 1992). Demnach gleichen sich Felder, etwa Wirtschaft und Bildung, in ihrer Funktionslogik und Verteilungsstruktur. Das Homologiepostulat wurde allerdings gerade aus diskurstheoretischer Sicht dafür kritisiert, dass es eine Strukturidentität ex ante unterstellt und den komplexen Übersetzungsprozessen in und zwischen Feldern nicht gerecht wird.⁵ Die diskurstheoretische Kritik an axiomatischen Homologieannahmen kann auch auf das Konzept der Isomorphie bezogen werden, um den Blick zu schärfen für die diskursiven Prozesse der Ideenproduktion und -aneignung zwischen Organisationen und ihren Umwelten. Gegenüber der Isomorphie bezeichnet die Homologie allerdings einen zwar empirisch fragwürdigen, theoretisch jedoch durchaus denkbaren Fall der diskursiven Aneignung von Sinn. Isomorphie dagegen bleibt wesentlich ein Begriff für Übertragungen zwischen Kontexten – wie diese aber konkret ablaufen – ob als Deutungsprozess, als Machtausübung oder als Translation – ist hier offen.

Die Feldtheorie hat gegenüber der Organisationstheorie einen weiteren Vorzug. Während letztere zwar Einflüsse der Umwelt auf die Organisation berücksichtigt, kann sie der Umwelt der Universität keine ausreichende analytische Tiefenschärfe verleihen. Soziale Kontexte bleiben als Umwelt in der Regel ein nicht näher differenziertes, diffuses und undurchsichtiges Gegenüber der Organisation. Die Feldtheorie ist hingegen in der Lage, die Ungleichzeitigkeit und Ungleichheit differenter sozialer Felder in den Blick zu nehmen – und zwar nicht nur im Sinne einer Innenperspektive auf die Uneinheitlichkeit universitärer Bildung und Wissenschaft, sondern auch, und im Gegensatz zur Organisationssoziologie, im Sinne einer Außenperspektive auf verschiedene Logiken, Strukturen und Praktiken gesellschaftlicher Kontexte, in die die Universität eingelassen ist. Die Feld-

4 Vgl. zu dieser Kritik Diaz-Bone (2002), Angermüller (2007), Hamann (2014).

5 Vgl. Diaz-Bone (2002), Angermüller (2007), Hamann (2012), Maeße (2015b).

theorie ist damit anschlussfähig für die Vielfalt diskursiver Praktiken der Übersetzung und Deutung in und zwischen differenten Feldern und Kontexten. Nicht zuletzt verfügt die Feldtheorie über einen elaborierten Machtbegriff, der insbesondere mit Blick auf seine kultursoziologische Dimension zahlreiche Anschlüsse an Diskursanalyse und Diskurstheorie ermöglicht (Maeße 2015a).

In den folgenden Abschnitten wird dargelegt, inwiefern die Diskurstheorie mit dem zeichentheoretisch begründeten Dispositivbegriff die konzeptuellen Grenzen von Feldtheorie und Organisationssoziologie überwinden kann. Die wesentliche Stärke des Dispositivbegriffs besteht darin, dass soziale Kontexte, die wir angesichts der genannten Vorzüge der Feldtheorie als Felder im Sinne Bourdieus begreifen, durch diskursive Praktiken konstituiert und in Beziehung gesetzt werden. Als ein übergreifendes Konzept verbindet der Dispositivbegriff Diskurse als Deutungs- und Übersetzungsprozesse mit Feldern als sozial regulierten Machtarenen. Deshalb wird zunächst erläutert, inwiefern der Dispositivbegriff geeignet ist, diskursive Deutungspraktiken und feldfundierte Machtprozesse zu verbinden. Erst durch Einbezug des Feldbegriffs – so unser Argument – kann die Machtdimension von Dispositiven voll zur Geltung kommen. Aus diesem Grunde hält unsere Diskursperspektive an einer kritischen Lesart von Bourdieus Feldbegriff fest. Dieser Schritt vom Feld (bzw. der Organisation) zum diskursivierten Dispositiv wäre allerdings in letzter Konsequenz ein theoretischer Kurzschluss, wenn er nicht durch eine feldkritische Zeichentheorie des Sozialen begründet werden würde. Erst durch diese zeichentheoretische Begründung wird theoretisch konsistent und empirisch plausibel, wie sich die Universität als ein Dispositiv verstehen lässt, das nicht länger in *einem* (relativ autonomen) Feld angesiedelt ist, sondern sich an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft, Bildung und Gesellschaft befindet. Während die Feldperspektive eine Stärkung der sozialen und institutionellen Machtdimension erlaubt, ermöglicht die Diskursperspektive, das Feld für Deutungspraktiken zu öffnen.

5 Ein ›kritischer‹ Dispositivbegriff?

Die Universität als Dispositiv wird also von zwei Kräften bestimmt: von Kräften der Schließung und von Kräften der Öffnung. Wie oben ausgeführt wurde, verweist die feldtheoretisch begründete Machtdimension auf die Schließungs- und Sedimentierungstendenzen. Die Diskursdimension nimmt dagegen die Öffnungstendenzen und Interpretationsnotwendigkeiten in den Blick. Schließungen können etwa in sozialen Beziehungen beobachtet werden, die auf Exklusivität basieren. So haben beispielsweise nur ProfessorInnen das Recht, bestimmte Diskurse auszuführen – etwa die Verleihung von Titeln – oder bestimmte Veranstaltungen anzubieten. Demgegenüber müssen ebendiese Titel, die in eng abgesteckten, exklusiven Machtdiskursen als Kulturkapital erzeugt wurden, später in anderen sozialen Kontexten – etwa in der Arbeitswelt von der Personalabteilung einer Firma – interpretativ geöffnet und damit für neue, in andere Machtstrukturen eingebettete Diskurse verfügbar gemacht werden. Weder ein diskursfreier Feldbegriff noch ein machtarmer Diskursbegriff können diese komplexen diskursiven Übersetzungen von

Kapital an den Grenzen differenter sozialer Felder beschreiben, ohne sich in Aporien zu verfangen oder inkonsistente Theoriegebäude zugrunde zu legen.

Foucaults Dispositivkonzept (Foucault 1978) kann ebendiese Schnittstelle zwischen Diskurs und Macht besonders gut einfangen. Aber beinhaltet das Dispositivkonzept nicht ohnehin Diskurse in komplexen Umwelten? Foucault weist darauf hin, dass Dispositive nicht nur sprachliche Formen umfassen, sondern ein Set aus Institutionen, Regeln und Praktiken voraussetzen. Ihm geht es vor allem darum, eine Perspektive auf die Innenseite großer Institutionen zu werfen und Macht als ein Phänomen zu verstehen, das sich vor allem jenseits der offiziell institutionalisierten Prozesse und Formen abspielt. Diesen Aspekt des Dispositivbegriffs betonen Bührmann/Schneider (2008), wenn sie mit dem Dispositivkonzept den Diskursbegriff um die Objekt-, Akteurs- und Nicht-Diskursebene zu erweitern suchen. Allerdings ist damit nur ein – wenn auch gewichtiger – Teil des Dispositivkonzeptes erfasst. Unsere Verwendung des Dispositivbegriffs bezieht noch einen weiteren Aspekt ein.

Je nach diskurstheoretischer Vorstellung beinhalten Diskurse Sprecher, Akteure, Gegenstände und andere nicht-sprachliche Dinge (siehe etwa van Dyk et al. 2014; del Piero et al. 2014). Die wissenssoziologische Diskursforschung (Keller 2008) vertritt etwa ein Diskurskonzept, das Diskurse als Wissenspraktiken begreift, die Gesellschaft in ihrer Vielfalt umfassen. Auch differenztheoretische (Diaz-Bone 2002) und hegemonietheoretische Ansätze (Nonhoff 2006) interessieren sich vor allem für die Organisation von Wissen, Objekten und Akteuren durch Diskurse. Unser Diskursbegriff geht von praxeologischen und klassifikationstheoretischen Überlegungen aus und fragt danach, wie Akteure durch Positionierungspraktiken und Klassifizierungsweisen eine spezifische Perspektive geltend machen, damit um Repräsentationen sozialer Ordnung streiten und sich somit einen besonderen Zugriff auf das Soziale verschaffen (Angermüller 2013; Angermüller/Maeße 2015; Hamann 2014). Der Diskurs ist demnach in erster Linie eine Interventions- und Investitionsstrategie zur (Um-)Strukturierung sozialer Beziehungen. Damit wird hier der agonale Charakter des Diskurses fokussiert und die wirklichkeitsverändernde Dimension des Diskurses in einem umkämpften und sedimentierten Terrain unterstrichen.

Jede diskursive Wissensrepräsentation sozialer Ordnung ist damit immer auch eine Intervention in soziale Beziehungen durch Positionierungen. Van Dyk (2013) weist auf diesen Machtaspekt hin, indem sie die performative Handlungsmacht im Kontext von Dispositiven betont. Damit verbunden sind aber immer auch Exklusivitätsansprüche, weil nicht jede Position, jede Intervention und jede Repräsentation gleichermaßen wirkmächtig sind. Eine Ungleichheitsdimension, welche die Grundlage für Macht etwa im Sinn von Exklusivitätsansprüchen darstellt, scheint nur noch schwer mit einer ›reinen‹ Theorie des Diskurses zusammen zu passen. Vielmehr hat Foucault einen produktiven, auf die Herstellung von Dingen, Akteuren und Arrangements zielenden Machtbegriff stark gemacht (siehe etwa Maeße/Nonhoff 2014). Aber dieser Machtbegriff bleibt in Foucaults (1981) Diskurstheorie unbestimmt. Der Dispositivbegriff zielt nun darauf, ebendiese Lücke wieder zu schließen. So heißt es bei Foucault:

»Mein Problem wäre eher folgendes: welche Rechtsregeln wendet die Macht an, um Diskurse der Wahrheit zu produzieren? Oder weiter: welcher Machttyp vermag Diskurse der Wahrheit zu produzieren, die in einer Gesellschaft wie der unsrigen mit derart mächtigen Wirkungen ausgestattet sind?« (Foucault 1978, S. 72)

Das bedeutet, dass es Foucault eben nicht nur um die interpretativen Leistungen in Diskursen geht, sondern auch um die Frage, wie bestimmte Diskurse Exklusivitätsansprüche geltend machen können, die es ihnen erlauben – um am Beispiel Foucaults zu bleiben – etwa im Namen der »Wahrheit« zu sprechen.

Genau diese Frage kann unter Rückgriff auf Bourdieus Feldkonzept theoretisch verankert werden, weil wir mit dem Kapitalbegriff über ein Instrument verfügen, das sowohl Exklusivität als auch Ausgrenzung sichtbar macht (siehe auch Herzog 2013). Wenn allerdings Exklusivität und Ausschluss auf Ungleichheit basieren, dann ist es nur konsequent, das Diskurskonzept mit einer ungleichheits- und konflikttheoretisch fundierten Feldperspektive zu einem – sagen wir – ›kritischem‹ Dispositivkonzept zusammenzufügen.

6 Die zeichentheoretischen Grundlagen des Dispositivbegriffs

Der diskursive Charakter des Dispositivbegriffs setzt nun eine zeichentheoretische Reformulierung des Feldbegriffs voraus. Wie in diesem Abschnitt gezeigt werden soll, ist diese zeichentheoretische Reflektion die theoretische Bedingung für die Öffnung von Feldern für Diskurspraktiken. Zeichen sind die materiellen Bedingungen für differente Interpretationen, über sie als Träger multipler Interpretativität öffnet sich das Feld, um sich durch konkrete Interpretationsvollzüge wieder zu schließen. Wenn die Universität als ein Phänomen begriffen wird, das in enger Wechselbeziehung zur Gesellschaft steht und gleichwohl differenten, eigenlogischen Prozessen folgt, dann benötigt eine gegenstandsadäquate Theorie der Universität ein Instrumentarium, das *sowohl* die sozialen Logiken universitärer Felder/Kontexte *als auch* den Austausch mit anderen Feldern/Kontexten erklären kann. Wie funktioniert die Vermittlung zwischen Bildung, Wissenschaft und Gesellschaft unter der Voraussetzung eigenlogischer Prozesse in jedem Feld?

Wie oben ausgeführt, haben Bourdieus Feldtheorie und die Organisationssoziologie das gleiche Problem: beide unterstellen einen Austausch zwischen differenten Feldern bzw. Organisationen und Umwelten, ohne jedoch über eine Theorie zu verfügen, die diese Wechselwirkungen erklären kann. Diskursansätze gehen jedoch üblicherweise von der interpretativen Überschreitung machtvoll gezogener sozialer Grenzen aus. Die Stärke des Dispositivbegriffs als einer Verknüpfung von Feld und Diskurs, so unser Argument, besteht gerade darin, dass er diese Zirkulationsebene zwischen differenten sozialen Feldern – im Falle der Universität sind es Schnittstellen von Wissenschaft, Bildung und Gesellschaft – theoretisch in den Griff und empirisch in den Blick nehmen kann. Die Universität als Dispositiv wäre dann ein Phänomen, das sich sowohl für die Gesellschaft als auch für die internen Disparitäten öffnen würde, indem die Grenze zwischen dem Innen und dem Außen überwunden und in die Gegenstandsbetrachtung selbst einbezogen

wird.⁶ Erst auf Grundlage einer zeichentheoretischen Erweiterung werden Dispositive als die Verbindung von Feldern und Diskursen denkbar sein, welche auch die scheinbare innere Geschlossenheit der Felder (und Organisationen) überwindet. Die sozio-diskursiven Beziehungen innerhalb und zwischen Feldern erscheinen dann als Deutungskämpfe in vermachteten Arenen. Um dies zu illustrieren, betrachten wir ein Beispiel aus der Bildungssoziologie.

Von der Universität verliehene Bildungstitel sind nach Bourdieu kulturelles Kapital, das in der Welt der Wirtschaft eingesetzt werden kann, um eine hochwertige soziale Position in Form einer gut bezahlten Anstellung zu erlangen. Wenn Mitglieder aus den oberen Klassen die Voraussetzungen für den Erwerb ebendieser Titel in Form von inkorporiertem Kulturkapital aus der Familie mit in das Bildungssystem bringen, erscheint ihr beruflicher Erfolg deswegen als »begabungsbasiert«, weil das Feld der Bildung zwischen das Feld der Familie und das Feld der Wirtschaft tritt (Abb. 1).



Abb. 1: Transformation von Kapital über Feldgrenzen hinweg

Bourdieu kann die erste Transformation (von der Familie zum Bildungstitel) mit Hilfe einer Theorie des sozialen Körpers erklären (vgl. Bourdieu 2009). »Bildungsbeflissenheit« (die in der Familie erlernt wurde) muss im Feld der Bildung in »Titel« transformiert werden. Die Brücke hierfür schlägt der Körper als materieller Träger eben jenes sozialen Rohstoffes (»Bildungsbeflissenheit«), der in Form eines Bildungstitels institutionalisiert wird. Aber was sind die materiellen Bedingungen dafür, dass eben jener Titel in einem anderen Feld – hier im Feld der Wirtschaft, der Unternehmen und Verbände – gelesen und damit abermals in neues Kapital (die »Stelle« und der »Lohn«) verwandelt werden kann? Der Körper der Person kommt hierfür nun ebenso wenig in Frage wie das Stück Papier, auf dem die Universität ihr Siegel hinterlassen hat.

Eine Lösung dieses Problems, und damit eine systematische Erklärung für die Möglichkeit der Transformation von Kapital über Feldgrenzen hinweg, kann die Zeichenhaftigkeit der Sprache liefern. Zeichen sind als materielle Zirkulationsträger Gegenstand von unterschiedlichen Interpretationsprozessen. Bereits für die Klassiker des Strukturalismus (Saussure 1967), aber auch für eher pragmatische Ansätze in der Theorie der Sprache (etwa Bühler 1999), bestehen sprachliche Zeichen aus unterschiedlichen Funktionen. Saussure unterscheidet etwa zwischen der Sprachform (Signifikant) und der Sprachbedeutung (Signifikat); Bühler hat gezeigt, dass bestimmte Wörter eine Zeigefunktion haben, die erst einen Kontext relevant macht, mit dem zusammen das Zeichen dann Sinn erhält. Ein Zeichen an und für sich bedeutet nichts. Bedeutung – auch von Ka-

6 Siehe dazu die poststrukturalistische Argumentationsfigur der Innen-Außen-Dialektik bei Maeße (2010, S. 67–102).

pitalien im Sinne Bourdieus – entsteht immer erst dann, wenn beide Aspekte der Sprache – materielle Form und sinnhafte Bedeutung – zusammentreffen. Die Sprachform ist die Bedingung für die Erzeugung von Sprachbedeutung, ebenso wie die Zeigefunktion sprachlicher Zeichen den Kontext braucht, damit Sinn entsteht. Die Differenz von (materieller) Form des Zeichens und (sozialem) Sinn, der erst entsteht, wenn Zeichen im Zuge von Interpretationsvollzügen auf Kontexte treffen, ist die Bedingung für die Möglichkeit von Deutungen.

Die Zeichentheorie hilft, das Problem der Konvertierung von Kapital zwischen unterschiedlichen Feldern jenseits des Körpers als möglichem materiellen Träger besser zu verstehen, weil sie Zeichen im Sinne eines materiellen Trägers symbolischer Bedeutungen verstehbar machen. Wenn es nicht Bedeutungen (und Kapitalien!) sind, die zwischen den Feldern zirkulieren, weil sie ja immer erst das Produkt von Deutungsprozessen sind, dann ist es die *Materialität* des Zeichens, die Zirkulationen ermöglicht. Eine solche zeichentheoretische Erweiterung der Feldtheorie (Angermüller 2015; Maeße 2015b) ist in der Lage, Diskurse als prinzipiell eigenständige soziale Entitäten zu behandeln (Diaz-Bone 2002; Hamann 2014). Wenn wir etwa universitäre Bildungstitel als Zeichen bzw. Signifikate verstehen, die je nach Kontext unterschiedliche Bedeutungen annehmen (und auch wieder ablegen) können, dann können wir beispielsweise zeigen, wie Produkte, die in universitären Feldern produziert werden, in anderen Kontexten als Machtmittel eingesetzt werden (Maeße 2015a). Auf diese Weise wären Felder theoretisch-konzeptionell miteinander in Beziehung gesetzt. Interpretativität ist damit nicht nur die Bedingung für feldübergreifende Zirkulation, sondern sie basiert auf der Deutungsoffenheit der Zeichen. Die Bedingung der Deutungsoffenheit der Zeichen ist wiederum die Materialität des Zeichens, weil nur diese Form der Materialität Multikontextualität und damit Deutungsverschiebungen zwischen Feldern ermöglicht.

Eine solche zeichentheoretische Erweiterung der Feldtheorie impliziert nun eine Erweiterung des Feldbegriffs um den Diskursbegriff zum Dispositiv. Denn Diskurse bezeichnen eben jene Deutungsprozesse, die an der Schnittstelle diverser Kontexte stattfinden. Der Diskursbegriff führt damit eine Deutungsoffenheit in soziale Felder ein, die einerseits Deutungskämpfe ermöglicht und andererseits Deutungsprozesse mit einer gesellschaftlich reflektierten Theorie von Macht und Ungleichheit verbinden kann. Wie wir im abschließenden Kapitel skizzieren, ist eine zeichentheoretisch erweiterte Theorie sozialer Felder oder, um es anders herum zu formulieren, eine soziologisch fundierte Theorie diskursiver Macht in der Lage, die Universität als ein Zirkulationsdispositiv zu erfassen – und ihr so als Untersuchungsgegenstand gerecht zu werden.

7 Die Universität als Dispositiv

Die grundlegende Logik der Universität als Zirkulationsdispositiv besteht darin, dass die Selbstbezogenheit von Bildung und Wissenschaft um eine Fremdbezogenheit ergänzt wird. Als ein Dispositiv erzeugt die Universität nicht nur für sich selbst, sondern für andere gesellschaftliche Akteure und Felder spezifische Güter. Sie ist eine ›Fabrik für sym-

bolische Güter« – um den Preis, dass die ›Exportgüter‹ (z.B. akademische Titel) an ihren Zielorten ›auseinandergelegt‹ und (z.B. in berufliche Positionen) ›umgebaut‹ werden müssen. Sie erzeugt (vor allem symbolische) Güter, die in anderen Kontexten uminterpretiert werden, und sie eignet sich Ressourcen interpretativ an, die in anderen Zusammenhängen erzeugt wurden. Bereits am Beispiel des Verhältnisses von Familie, Bildung und Berufsleben konnten wir an einem einfachen Fall zeigen, wie Kapitalien auf der Grundlage von Zeichen erzeugt und in neue Formen von Kapital umgewandelt werden. Im Folgenden wollen wir anhand einiger Beispiele aus der aktuellen Forschung zur Universität das analytische Potential einer Theorie der Universität als Zirkulationsdispositiv nur schlaglichtartig illustrieren.

Beispiel 1: »Reformkonzepte« zwischen Politik und Universität

Für die zeitgenössische »University of Excellence« werden die Austauschbeziehungen zwischen Wissenschaft, Bildung und Gesellschaft komplexer und intensiver. Sie bewegt sich in einem transnationalen, marktlogisch bestimmten Umfeld, das auf vielfältige Weise Einfluss auf sie nimmt. Einerseits ist die Universität mit neuen Steuerungs- und Organisationsformen, Studienstrukturen und Forschungsleistungsmessungen konfrontiert, die sich an globalen Modellen orientieren (Meyer 2005). Dadurch ändern sich nicht nur die organisationsinternen Strukturen in Lehre, Forschung und Verwaltung (Paradeise/Thoenig 2013). Auch das Verhältnis von Universität und Umwelt wird transformiert. Umgekehrt ist ein Bedeutungszuwachs von universitären Zertifikaten und anderen symbolischen Produkten in der Gesellschaft zu verzeichnen (Weingart 2001), nicht nur bei der Reproduktion sozialer Ungleichheiten (Hartmann 2002; Graf 2015; Möller 2015), sondern auch im Einfluss akademisch zertifizierter ExpertenInnen auf Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit.⁷

Eine ähnliche zeichentheoretisch fundierte Beziehung wie zwischen Bildung und Wirtschaft/Berufsleben kann auch zwischen Politik und Studiensystem angenommen werden. Hier konstruiert die politische Welt Zeichen (etwa die »Bologna-Erklärung«), welche in die universitäre Welt übersetzt und hier in Kapitalien transformiert werden müssen (»Studienreformen«). In diesem Beispiel haben »Studienreformkonzepte« einen zeichenhaften Charakter, weil sie in Diskursen zwischen Politik und Bildung zirkulieren und hier immer wieder uminterpretiert werden (Maeße 2010).

Aus Globalisierungsperspektive ist nicht nur der die Bildung organisierende Nationalstaat in eine Weltgesellschaft eingebettet (Meyer 2005), auch die zeitgenössische Universität selbst ist in Wissens- und Machtssysteme eingebunden, die den nationalen Rahmen überspannen (Frank/Gabler 2006). Neue Steuerungs- und Organisationsformen werden nun nicht mehr nur in einem etatistischen Regime entwickelt, sondern entstehen im Zusammenspiel von nationalen Entwicklungspfaden und globalen Modellen (Krücken/Kosmützky/Torka 2006). Dies zeigt sich an der Umsetzung der Bologna-Reformen (Münch 2009; Maeße 2010), mit der auf eine europaweite Standardisierung der Lehrstrukturen abgezielt wurde, ebenso wie an der globalen Durchsetzung neuer Gover-

7 Maasen/Weingart (2005), Maeße (2012), Mitterle (2015), Friedrichsmeier (2015).

nancestrukturen, nach denen Universitäten durch Wettbewerb und Anreize auf Märkten und Quasimärkten regiert werden (Schimank/Lange 2007), die sie gegenüber ihrer Umwelt unter Rechtfertigungsdruck setzen.

Beispiel 2: »Experten« zwischen Wissenschaft und Gesellschaft

Umgekehrt sind die Universitäten nicht nur Gegenstand globaler Transformationsprozesse, sondern auch Quelle von Reformideen, etwa dann, wenn bildungs- oder wirtschaftswissenschaftliche Experten sich auf ihr akademisches Kapital stützen, um die Notwendigkeit von Bologna-Reformen oder monetären Governancestrukturen zu begründen (Münch 2009; Maeße 2010). In diesem Beispiel hat »Expertentum« in seiner diskursiven Komplexität einen zeichenhaften Charakter. Es kommen Diskurse zum Einsatz, die auf ein komplexes System von politischer, wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Macht einwirken (Lebaron 2006). Die genannten Reformen setzen etwa die Bildung einer neoliberalen Hegemonie im politischen Feld voraus, die wiederum durch hegemoniale Transformationen ins akademische Feld zurückwirken können, zum Beispiel wenn es bestimmten akademischen Gruppen gelingt, sich durch eine Internationalisierungsstrategie im Publikationsverhalten Forschungsmittel zu sichern (vgl. Hamann 2015b). Umgekehrt können ExpertInnen, die in der Politik als wissenschaftlich legitimierte Akteure agieren, nicht bruchlos auf ihr akademisches Wissen zurückgreifen. Eine neoliberale Hegemonie im politischen Feld wird nicht spiegelbildlich auf das akademische Feld übertragen, und die WissenschaftlerInnen, die in der Gesellschaft für eine neoliberale Wende werben, sind nicht unbedingt jene, die dann auch in der Welt der Forschung davon profitieren. Diese und andere wechselseitige Austauschbeziehungen basieren auf komplexen, die Universität als Dispositiv durchkreuzenden diskursiven Übersetzungsprozessen zwischen Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Bildung, bei denen das Resultat diskursiv vermittelter Machtkämpfe nur eine Ressource für weitere Machtkämpfe sein kann. Ohne die Universität als Zirkulationsdispositiv, die Zeichen aus anderen Kontexten übersetzt und selbst wiederum Zeichen für Übersetzungen herstellt, sind diese feldübergreifenden, zwischen nationaler und globaler Ebene diffundierenden Dynamiken nicht denkbar.

Beispiel 3: »Titel« zwischen Bildung und Wissenschaft

Auch intern ist die Universität zwischen Bildung und Wissenschaft als ein heterogenes Zirkulationsdispositiv manifestiert. Denn um Bildungszertifikate für das berufliche Feld herstellen zu können, muss das Feld der Bildung selbst Akteure rekrutieren, die einfaches Können in Titel übersetzen. Hierfür werden diskursive Zeichen aus der Wissenschaft – etwa »Promotionszertifikate« – übersetzt in Zeichen für Bildungs- und Lehrkompetenz – insbesondere in die vorläufige (»DozentIn«) und die endgültige Lehrerlaubnis (»venia legendi«, Professur). Dieser Übersetzungsprozess setzt wiederum voraus, dass die universitäre Wissenschaft, die bestimmten Personen das Recht einräumt, Bildungszertifikate auszustellen, an ein juridisches Feld anschließt, das die legale Gültigkeit der Titel staatlich garantiert. Um dieses Recht zu erlangen, müssen HochschullehrerInnen sich als ForscherInnen mit wissenschaftlichen Texten positioniert haben und von der Wissen-

schaftsgemeinschaft durch Klassifikationssysteme ratifiziert worden sein. Das Wissenschaftssystem wiederum basiert auf staatliche Finanzzuweisungen, die ebenfalls durch Messtechnologien gerechtfertigt werden müssen (Angermüller/Maeße 2015; Hamann 2015b).

Die einfache Verleihung eines Titels setzt also bereits die Existenz von fünf Feldern – Bildung, Wissenschaft, Wirtschaft, Recht, Politik – voraus, welche durch eigene Kapitalstrukturen und institutionelle Beziehungen gekennzeichnet sind und weder von einem humanistischen ›Leviathan‹ noch von transzendentalen ›Funktionen‹ gesteuert werden, sondern über Diskurse miteinander in Beziehung treten. Die genannten Felder sind in ihrer Existenz sowohl von den Produkten anderer Felder abhängig als auch davon, dass andere Felder ihre Produkte verwerten. Zwischen den Feldern besteht eine interpretativ vermittelte Arbeitsteilung, eine symbolische, an die Materialität des Zeichens gebundene Ökonomie, die für das bloße Auge oft nicht sofort erkennbar ist. Dies setzt Kapitalkonversionen und Kommunikationen zwischen den Feldern voraus, die auf diskursiven Zirkulationen und Übersetzungs- und Reproduktionsprozessen basieren.

8 Konklusion

Diskurse sind Praktiken der Intervention und Investition in ein Arrangement sozialer Beziehungen. Durch Positionierungen werden bestimmte Repräsentationen, Wissensformen und Deutungen geltend gemacht und andere zurückgewiesen. Dieser diskursive Konflikt würde in Beliebigkeit enden, wenn es nicht gelingen würde, bestimmte Deutungen gegenüber anderen Deutungen durchzusetzen. Wenn eine ProfessorIn einen Titel verleiht, ist dieser exklusive diskursive Akt mit praktischen Folgen verbunden. Denn die StudentIn kann nun ein bestimmtes Qualitätsmerkmal für sich geltend machen. Dieser Akt der Macht setzt ein soziales Arrangement voraus, das hochgradig geschlossen ist, weil es nur einer bestimmten Gruppe von Akteuren erlaubt, einen bestimmten Verleihungsakt zu vollziehen. Dies ist aber wiederum nur möglich, wenn der »Titel« selbst interpretativ offen ist. Die interpretative Offenheit des »Titels« basiert auf seiner Zeichenhaftigkeit. Die Zeichenhaftigkeit ermöglicht es, den Titel in ein anderes, ebenso geschlossenes soziales Arrangement zu überführen und dort für Interpretationsprozesse einzusetzen. Wäre dies nicht möglich, dann würde die Universität ihre Stellung in der Gesellschaft verlieren.

Der vorliegende Beitrag plädiert für eine Diskurstheorie der Universität, welche Wissenschaft und Bildung als Bestandteil eines gesellschaftlichen Dispositivs begreift, in dem Zeichen hinein- und hinauszirkulieren. Die Universität ist weder ein geschlossenes Funktionssystem noch ein Set autonomer Mikropraktiken. Sie ist vielmehr in Umschlagplatz für symbolische Güter, welche in einer kulturellen Ökonomie verhandelt und gehandelt werden, die durch machtvolle Schließungsprozesse auf der einen und diskursive Öffnungsprozesse auf der anderen Seite gekennzeichnet ist.

Die Universität soziologisch zu beobachten bedeutet damit zweierlei: auf der einen Seite werden die Machtstrukturen und Deutungskonflikte in Wissenschaft und Bildung

untersucht; auf der anderen Seite wird das soziale Umfeld, mit dem Wissenschaft und Bildung intensive Austauschprozesse pflegt, in die Analyse einbezogen. Der erste Schritt ist notwendig, um zu sehen, was in der Universität passiert, erst der zweite Schritt ermöglicht jedoch ein vertieftes Verstehen, Theoretisieren und Analysieren. Weil allerdings die symbolischen Produkte aufgrund ihrer Zeichenhaftigkeit ihre Gestalt verändern, wenn sie die Universität betreten und wieder verlassen, ist ein diskursanalytisches Instrumentarium von praktischer Bedeutung. Um die vielfältigen Schließungsprozesse zu verstehen, in denen sich die symbolischen Produkte der Universität zwischen Wissenschaft und Gesellschaft bilden und umbilden, ist wiederum eine machttheoretische Perspektive notwendig. Beides zusammen bildet das vermachtete Netzwerk eines ›kritischen‹ Dispositivs, in dem die Universität immer nur ein Bestandteil unter vielen anderen bleibt.

Literatur

- Abbott, A. (2001): *Chaos of Disciplines*. Chicago: University of Chicago Press.
- Angermüller, J. (2007): *Nach dem Strukturalismus. Theoriediskurs und intellektuelles Feld in Frankreich*. Bielefeld: transcript.
- Angermüller, J. (2010): *Beyond Excellence – An Essay on the Social Organization of the Social Sciences and Humanities*. In: *Sociologica* 2010(3), S. 1–16.
- Angermüller, J. (2013): *How to become an academic philosopher. Academic discourse as multileveled positioning practice*. In: *Sociología histórica* 2013(2), S. 263–289.
- Angermüller, J. (2015): *The Moment of Theory. The Rise and Decline of Structuralism in France and Beyond*. London: Continuum.
- Angermüller, J./Maeße, J. (2015): *Regieren durch Leistung. Die Verschulung des Sozialen in der Numerokratie*. In: Schäfer, A./Thompson, C. (Hrsg.): *Leistung. Reihe: Pädagogik – Perspektiven*. Paderborn: Schöningh, S. 61–108.
- Ben-David, J. (1971): *The Scientist's Role in Society. A Comparative Study*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Bernhard, S./Schmidt-Wellenburg, C. (Hrsg.) (2014): *Politische Soziologie Transnationaler Felder. Schwerpunktheft Berliner Journal für Soziologie* 24(2).
- Bloor, D. (1976): *Knowledge and Social Imagery*. London und Henley: Routledge und Kegan Paul.
- Boudon, R. (1974): *Education, Opportunity and Social Inequality. Changing Prospects in Western Society*. New York: Wiley.
- Bourdieu, P. (1992): *Homo academicus*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P. (Hrsg.) (2001): *Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Schule und Politik. Schriften zu Politik und Kultur 4*. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, P. (2004): *Der Staatsadel*. Konstanz: UVK.
- Bourdieu, P. (2009): *Entwurf einer Theorie der Praxis*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, P./Passeron, J.-C. (1979): *The Inheritors. French Students and their Relation to Culture*. Chicago: University of Chicago Press.
- Bühler, K. (1999): *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Bührmann, A./Schneider, W. (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*. Bielefeld: transcript.
- Clark, B.R. (Hrsg.) (1987): *The Academic Profession. National, Disciplinary and Institutional Settings*. Berkeley und Los Angeles: University of California Press.
- Cohen, M.D./March, J.G./Olsen, J.P. (1972): *A Garbage Can Model of Organizational Choice*. In: *Administrative Science Quarterly* 17(1), S. 1–25.

- Crane, D. (1972): *Invisible Colleges. Diffusion of Knowledge in Scientific Communities*. Chicago: University of Chicago Press.
- del Pierco, A./Zienkowski, J./Angermüller, J. (2014): Vom determinierten Akteur zum dezentrierten Subjekt. Strukturalismus, pragmatische und poststrukturalistische Perspektiven der Diskurstheorie im Dialog. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): *Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 364–385.
- Diaz-Bone, R. (2002): *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der bourdieuschen Distinktionstheorie*. Opladen: Leske und Budrich.
- DiMaggio, P./Powell, W.W. (1983): *The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields*. In: *American Sociological Review* 48(2), S. 147–160.
- Etzkowitz, H./Leydesdorff, L. (Hrsg.) (1997): *Universities and the Global Knowledge Economy. A Triple Helix of University-Industry-Government Relations*. London und Washington: Pinter.
- Foucault, M. (1974): *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, M. (1978): *Recht der Souveränität/Mechanismus der Disziplin*. In: ders. (Hrsg.): *Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve, S. 75–95.
- Foucault, M. (1981): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fourcade, M. (2006): *The Construction of a Global Profession: The Transnationalization of Economics*. In: *American Journal of Sociology* 112(1), S. 145–194.
- Frank, D.J./Gabler, J. (2006): *Reconstructing the University. Worldwide Shifts in Academia in the 20th Century*. Stanford: Stanford University Press.
- Friedrichsmeier, A. (2015): *Side effects of manifesting excellence of universities by means of rankings*. Paper präsentiert auf dem Workshop *The Production of Elites and the Making of Elite Universities*, Wittenberg, 29.09.-01.10.2015.
- Gengnagel, V. (2014): *Transnationale Europäisierung? Aktuelle feldanalytische Beiträge zu einer politischen Soziologie Europas*. In: *Berliner Journal für Soziologie* 24(2): S. 289–303.
- Gibbons, M./Limoges, C./Nowotny, H./Schwartzman, S./Scott, P./Trow, M. (1994): *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London und New Delhi: Sage.
- Grande, E./Jansen, D./Jarren, O./Rip, A./Schimank, U./Weingart, P. (Hrsg.) (2013): *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld: transcript.
- Graf, A. (2015): *Die Wissenschaftselite Deutschlands. Sozialprofil und Werdegänge zwischen 1945 und 2013*. Frankfurt am Main: Campus.
- Hackett, E.J./Amsterdamska, O./Lynch, M./Wajcman, J. (Hrsg.) (2008): *The Handbook of Science and Technology Studies*. Cambridge: MIT Press.
- Hamann, J. (2012): *Der geisteswissenschaftliche Bildungsdiskurs der preußischen Universitätsreform. Versuch einer wissenssoziologischen Feld- und Diskursanalyse*. In: Bernhard, S./Schmidt-Wellenburg, C. (Hrsg.): *Feldanalyse als Forschungsprogramm*. Band 1: *Der programmatische Kern*. Wiesbaden: VS, S. 345–380.
- Hamann, J. (2014): *Die Bildung der Geisteswissenschaften. Zur Genese einer sozialen Konstruktion zwischen Diskurs und Feld*. Konstanz: UVK.
- Hamann, J. (2015a): *Die Geisteswissenschaften und ihr Bildungsdiskurs. Zur Kartierung eines vernachlässigten Gebiets der Wissenschaftssoziologie*. In: *Zeitschrift für Soziologie* 44(3), S. 180–196.
- Hamann, J. (2015b): *The visible hand of research performance assessment*. In: *Higher Education*, DOI: 10.1007/s10734-015-9974-7.
- Hartmann, M. (2002): *Der Mythos von den Leistungseliten: Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft*. Frankfurt am Main: Campus.

- Herzog, B. (2013): Ausschluss im (?) Diskurs: diskursive Exklusion und die neuere soziologische Diskursforschung [54 Absätze]. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 14(2). Art. 19. www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1910/3542 (Abruf: 31.12.2015).
- Hirschauer, S. (2010): Editorial Judgements: A Praxeology of ›Voting‹ in Peer Review. In: Social Studies of Science 40(1), S. 71–103.
- Huffschmid, J. (1994): Wem gehört Europa? Wirtschaftspolitik und Kapitalstrategien. 2 Bände. Heilbronn: Distelverlag.
- Isserstedt, W./Middendorff, E./Kandulla, M./Borchert, L./Leszczensky, M. (2010): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2009. 19. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks. Bonn und Berlin: BMBF.
- Isserstedt, W./Middendorff, E./Weber, S./Schnitzer, K./Wolter, A. (2004): Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in der Bundesrepublik Deutschland 2003. 17. Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks. Bonn und Berlin: BMBF.
- Jessop, B./Fairclough, N./Wodak, R. (2008): Education and the Knowledge-Based Economy in Europe. London: Sense.
- Keller, R. (2008): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS.
- Knorr Cetina, K. (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Knorr Cetina, K. (2002): Wissenskulturen – Ein Vergleich naturwissenschaftlicher Wissensformen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Krücken, G./Hasse, R. (2005): Der Stellenwert von Organisationen in Theorien der Weltgesellschaft. Eine kritische Weiterentwicklung systemtheoretischer und neo-institutionalistischer Forschungsperspektiven. In: Heintz, B./Münch, R./Tyrell, H. (Hrsg.): Zeitschrift für Soziologie. Sonderheft Weltgesellschaft. Stuttgart: Lucius und Lucius, S. 186–204.
- Krücken, G./Kosmützky, A./Torka, M. (2006): Towards a Multiversity? Universities between Global Trends and National Traditions. Bielefeld: transcript.
- Kuhn, T.S. (1976): Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lamont, M. (2009): How Professors Think. Inside the Curious World of Academic Judgement. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Latour, B. (1988): The Pasteurization of France. Cambridge: Harvard University Press.
- Lebaron, F. (2006): »Nobel« economists as public intellectuals: the circulation of symbolic capital. In: International Journal of Contemporary Sociology 43(1), S. 88–101.
- Lebaron, F. (2015): Die Welt der Wirtschaftswissenschaft. In: Maeße, J./Pahl, H./Sparsam, J. (Hrsg.): Die Innenwelt der Ökonomie. Wissen, Macht und Performativität in der Wirtschaftswissenschaft. Im Druck.
- Livingston, E. (2006): The Context of Proving. In: Social Studies of Science 36(1), S. 39–68.
- Maasen, S./Weingart, P. (Hrsg.) (2005): Democratization of Expertise? Exploring Novel Forms of Scientific Advice in Political Decision-Making. Dordrecht: Springer.
- Maeße, J. (2010): Die vielen Stimmen des Bologna-Prozesses. Bielefeld: transcript.
- Maeße, J. (2012): Ökonomischer Expertendiskurs und transversale Öffentlichkeit. In: Lämmle, K./Peltzer, A./Wagenknecht, A. (Hrsg.): Krise, Cash & Kommunikation – Fallstudien zur Inszenierung der Finanzkrise in Informations- und Unterhaltungsmedien. Konstanz: UVK, S. 113–137.
- Maeße, J. (2015a): Economic Experts. A Discursive Political Economy of Economics. In: Journal of Multicultural Discourses, Vol. 10(3), S. 279–305.
- Maeße, J. (2015b): Eliteökonomien. Wissenschaft im Wandel der Gesellschaft. Wiesbaden: VS.
- Maeße, J./Nonhoff, M. (2014): Macht und Hegemonie im Diskurs. In: Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen. Bielefeld: transcript, S. 386–410.

- Meier, F. (2009): Die Universität als Akteur. Zum institutionellen Wandel der Hochschulorganisation. Wiesbaden: VS.
- Merton, R.K. (1938): Science and the Social Order. In: *Philosophy of Science* 5(3), S. 321–337.
- Merton, R.K. (1973): *The Sociology of Science. Theoretical and Empirical Investigations*. Chicago: University of Chicago Press.
- Meyer, J.W. (2005): *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mittlere, A. (2015): Elite employment and building Elite pathways through Private Universities in Germany. Paper präsentiert auf dem Workshop *The Production of Elites and the Making of Elite Universities*, Wittenberg, 29.09.-01.10.2015.
- Möller, C. (2015): *Herkunft zählt (fast) immer. Soziale Ungleichheiten unter Universitätsprofessorinnen und -professoren*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Münch, R. (2009): *Globale Eliten, lokale Autoritäten. Bildung und Wissenschaft unter dem Regime von PISA, McKinsey & Co.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Nonhoff, M. (2006): *Politischer Diskurs und Hegemonie. Das Projekt »Soziale Marktwirtschaft«*. Bielefeld: transcript.
- Paradeise, C./Thoenig, J.-C. (2013): Academic institutions in search of quality: local orders and global standards. In: *Organization Studies* 34(2), S. 189–218.
- Parsons, T./Platt, G.M. (1973): *The American University*. Cambridge: Harvard University Press.
- Readings, B. (1999): *The University in Ruins*. Cambridge: Harvard University Press.
- Ringer, F.K. (1987): *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- de Saussure, F. (1967): *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin: De Gruyter.
- Scharpf, F.W. (2000): *Interaktionsformen. Akteurszentrierter Institutionalismus in der Politikforschung*. Wiesbaden: VS.
- Schimank, U. (1995): *Hochschulforschung im Schatten der Lehre*. Frankfurt am Main und New York: Campus.
- Schimank, U./Lange, S. (2007): Zwischen Konvergenz und Pfadabhängigkeit: New Public Management in den Hochschulsystemen fünf ausgewählter OECD-Länder. In: *Holzinger, K./Jörgens, H./Knill, C. (Hrsg.): Transfer, Diffusion und Konvergenz von Politiken. Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft 38*. Wiesbaden: VS, S. 522–548.
- Slaughter, S./Rhoades, G. (2009): *Academic Capitalism and the New Economy: Markets, State, and Higher Education*. Baltimore und London: Johns Hopkins University Press.
- Stehr, N. (2001): *Wissen und Wirtschaften. Die gesellschaftlichen Grundlagen der modernen Ökonomie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (1994): *Wissenschaft. Universität. Professionen. Soziologische Analysen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (2000): *Die Weltgesellschaft. Soziologische Analysen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Stichweh, R. (2014): *Paradoxe Autonomie. Zu einem systemtheoretischen Begriff der Autonomie von Universität und Wissenschaft*. In: *Zeitschrift für Theoretische Soziologie*. 2. Sonderband: *Autonomie Revisited. Beiträge zu einem umstrittenen Grundbegriff in Wissenschaft, Kunst und Politik* (2), S. 29–40.
- van Dyk, S. (2013): Was die Welt zusammenhält. Das Dispositiv als Assoziation und performative Handlungsmacht. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1(1), S. 44–66.
- van Dyk, S./Langer, A./Macgilchrist, F./Ziem, A. (2014): *Discourse and beyond? Zum Verhältnis von Sprache, Materialität und Praxis*. In: *Angermüller, J./Nonhoff, M./Herschinger, E./Macgilchrist, F./Reisigl, M./Wedl, J./Wrana, D./Ziem, A. (Hrsg.): Diskursforschung. Ein interdisziplinäres Handbuch, Band 1: Theorien, Methodologien und Kontroversen*. Bielefeld: transcript, S. 347–363.
- Weber, M. (1922): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*. Tübingen: J.C.B. Mohr.
- Weingart, P. (2001): *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissenschaftsgesellschaft*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.

Whitley, R.D. (2008): Universities as Strategic Actors: Limitations and Variations. In: Engwall, L./ Wearie, D. (Hrsg.): The University in the Market. London: Portland Press, S. 23–37.

Anschriften:

Dr. Jens Maeße
Justus-Liebig-Universität Giessen; Institut für Soziologie
Karl-Glöckner-Str. 21E
D-35394 Giessen
Jens.Maesse@sowi.uni-giessen.de

Dr. Julian Hamann
Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Forum Internationale Wissenschaft; Abteilung Wissenschaftsforschung
Heussallee 18-24
D- 53113 Bonn
hamann@uni-bonn.de

Bernd Dollinger / Matthias Rudolph

Der ›Kampf‹ gegen Jugendkriminalität im historischen Wandel

Vom Schutz junger Menschen zur Aufwertung
gesellschaftlicher Sicherheitserwartungen

Zusammenfassung: Kriminalität wird oftmals als ›Anderes‹, Illegitimes inszeniert, gegen das es zu kämpfen gilt. Der Beitrag analysiert den Wandel derartiger Forderungen, indem anhand von Symboliken des Kampfes rekonstruiert wird, wie seit 1970 in institutionellen und politischen Kontexten Jugendkriminalität bzw. die Auseinandersetzung mit ihr konzipiert wird. Dies erfolgt durch eine Analyse von Zeitschriften der Sozialen Arbeit und Polizei und zudem von Debatten in deutschen Parlamenten. Im Ergebnis zeigt sich eine grundlegende Transformation von Kriminalitätsdiskursen zu Beginn und in der Mitte der 1990er Jahre. Kriminalität wird seither zunehmend als kooperativ und präventiv zu adressierende Aufgabe aller Institutionen dargestellt. Fokussiert werden weniger gesellschaftliche Ursachen und Probleme, sondern an ihre Stelle trat sukzessive eine institutionell zu ›sichernde‹ Eigenverantwortung von (potentiellen) Tätern.

Schlagwörter: Jugendkriminalität, Kampf, Punitivität, Interdiskurs

Abstract: On a regular basis, criminality is depicted as something ›other‹ and illegitimate that has to be cracked down on. This contribution analyses these processes by focusing on symbols of fighting (against crime) in penal discourses since 1970. The empirical basis consists of journals of social work and police as well as of debates in German parliaments. The results establish a basic transformation of penal discourses in the course of the 1990s. In this period, crime has gradually been shaped as an issue that has to be tackled by cooperative and preventive endeavors of all corresponding institutions. The focus of interest has been shifted incrementally from societal causes and problems to (possible) individual offenders, their responsibility, and its ›securing‹ by respective agencies.

Keywords: Youth Crime, Fight, Punitivity, Interdiscourse

1 Einleitung

Gegen Kriminalität wird viel gekämpft. Sie symbolisiert ein Jenseits des Legalen und Legitimen, so dass der Kampf gegen sie nahezu selbstverständlich erscheint. Allerdings ändert sich im historischen Verlauf, was unter Kriminalität verstanden und als Maßnahme gegen sie eingefordert wird (vgl. Baumann 2006; Hofinger 2015; Melossi 2000). Kriminalität wird als Problem sichtbar, indem jeweils zeitgebundene und kulturspezifische Forderungen danach kommuniziert werden, wie sich Menschen verhalten sollen und wie auf ›angemessene‹ Weise auf Regelverstöße reagiert werden soll. In der Konsequenz beschreiben Bestimmungen von und Reaktionen auf Kriminalität, wie eine Gesellschaft

konstituiert sein soll und welche Erwartungen nicht nur an delinquente, sondern auch an (mehr oder weniger) konforme Menschen gerichtet werden. Von Durkheim (1893\1999) über Mead (1918\1987) bis zu Foucault (1975\1998) wurde dies in sehr unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Zugängen thematisiert (vgl. Garland 1993), und an diese Arbeiten soll nachfolgend angeschlossen werden.

Im Fokus des Beitrags steht speziell die Erkenntnis, dass die angesprochenen Forderungen *artikuliert* werden müssen: Re-Orientierungen von Verhaltenserwartungen und mit ihnen assoziierten Strafbegründungen ergeben sich nicht gewissermaßen von selbst. Vielmehr sind sie zu kommunizieren und plausibel zu machen (vgl. Dollinger et al. 2014). Um entsprechende Glaubwürdigkeit zu erzielen, knüpfen Kriminalitäts-Reden an kulturell gegebene Wissensbestände an; durch sie wird vermittelt, dass bestimmte Verhaltensweisen nicht toleriert werden können und zu bestrafen sind (vgl. Eisch-Angus 2011; Sasson 1995; Stehr 1998). Dies macht ersichtlich, weshalb symbolisierte Kommunikation von besonderer Bedeutung ist, wenn von Kriminalität gesprochen wird (vgl. Dollinger/Urban 2012; Watts/Bessant/Hil 2008): Wenn etwa ›ausländische Intensivtäter‹, ›Drogendealer‹, ›Kinderschänder‹ usw. angeprangert werden, so werden nicht deskriptiv bestimmte Verhaltensformen inkriminiert. Im Gegenteil werden hochgradig symbolisierte Botschaften übermittelt, von wo ›unserer‹ Gesellschaft Gefahren drohen, wer vor wem besonders zu schützen ist und wer zu diesem Schutz besonders befähigt und berufen ist. Symbole des Kampfes und der Auseinandersetzung begleiten deshalb die Rede von Kriminalität auf markante und konstitutive Weise, da Kriminalität symbolisiert, wogegen sich öffentliche Instanzen – und zudem lebensweltliche AkteurInnen – zur Wehr zu setzen haben (vgl. Beckett/Sasson 2000, S. 47 ff.; Steinert 2003). Indem derartige Symboliken näher analysiert werden, soll nachfolgend erschlossen werden, wie Jugendkriminalität in einem längeren Zeitverlauf diskursiv konzipiert wurde und entsprechende Verhaltenserwartungen an junge Menschen historisch transformiert wurden. Wir unternehmen dies durch die Darstellung von zwei empirischen Studien, in denen am Beispiel von Jugendkriminalität Kriminalitätssymboliken im Zeitraum von 1970 bis in die Gegenwart analysiert wurden.¹ Angeschlossen wird damit auch an Diskussionen zu der Frage, ob möglicherweise in den vergangenen Jahren zunehmend restriktiv mit Kriminalität verfahren wird.²

2 Kollektivsymbol-Analyse als method(olog)ischer Einsatz

Die beiden von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geförderten Studien, die wir im Folgenden vorstellen, gehen an unterschiedlichem Datenmaterial Symboliken

- 1 Die beiden nachfolgend beschriebenen Projekte sollten zunächst Analysen für die Jahre von 1970 bis 2009 umfassen. Bezüglich der politischen Debatten wurden jedoch aufgrund einschlägiger politischer Entwicklungen Artikulationen bis 2013 einbezogen, so dass der Analysezeitraum verlängert wurde.
- 2 Vgl. hierzu Dollinger/Schmidt-Semisch (2012), Garland (2001), Wacquant (2009) und s.u. Abschnitt 2 und 4.

nach, die in besonderer Weise auf die Herstellung von Plausibilität für diskursive Positionen abstellen. Wir folgen damit Jürgen Link, der *Kollektivsymbolik* entsprechend interpretiert als »die Gesamtheit der am weitesten verbreiteten Allegorien und Embleme, Vergleiche und metaphorae continuatae, Exempelfälle, anschaulichen Modelle und Analogien einer Kultur« (Link 2013, S. 13). Kollektivsymbole sind kulturell verwurzelt und vermitteln unterschiedliche Wissens- und Handlungsfelder; sie koppeln »gesellschaftliche Praxisbereiche und schließen sie zugleich an Alltagserfahrungen an« (Parr 2008, S. 203), was für Kriminalitätsdiskurse von entscheidender Bedeutung ist: Zumindest schwerwiegende Kriminalität wird kaum direkt wahrgenommen, vielmehr ist sie als alltägliche Erfahrung im Wesentlichen ein Produkt massenmedialer Darstellung und Vermittlung (vgl. Garland 2001, S. 158 f.; Greer/Reiner 2012). Was Kriminalität ›ist‹, wird kulturell konstituiert, und die Praxis dieser Konstitution ist nicht vorrangig oder gar ausschließlich eine Angelegenheit von RichterInnen oder anderen juristischen Professionellen, sondern eine ebenso politische wie wissenschaftliche, massenmediale und alltägliche Deutungsleistung (vgl. Ferrell/Hayward/Young 2008). Kriminalität besitzt demnach nicht eine klare, in Strafgesetzen eindeutig konturierte Bedeutung, da sie von unterschiedlichen AkteurInnen jeweils in ihrem Sinne als Zuschreibung genutzt und modifiziert wird. Es existieren – über strafrechtliche Bestimmungen hinaus – gleichsam heterogene ›Kriminalitäten‹, da die Semantik der Kriminalität verschieden eingesetzt und handlungswirksam wird.

Trotz dieser Komplexität bleibt Kriminalität jedoch auf bestimmte Bedeutungen bezogen (vgl. Dollinger et al. 2014): Die Rede von ihr erfolgt nicht beliebig, da Kriminalitätsdiskurse bestimmten Regeln folgen, die Kriminalität mit spezifischen Bedeutungen aufladen. Kriminalität ist dann z.B. im einen Fall eine wohlfahrtsstaatliche Herausforderung, die nach Resozialisierung verlangt, im anderen Fall ein ›Ausländern‹ zugeschriebenes Risiko, das ›uns‹ bedroht (vgl. hierzu Hess/Scheerer 2004, S. 87). In der historischen und komparativen Analyse lassen sich Abfolgen derartiger Bilder rekonstruieren, die Kriminalität jeweils auf besondere Weise als ein spezifisches Problem hervorbringen (vgl. Lilly/Cullen/Ball 2011, S. 8; Melossi 2000).

Kollektivsymbolen kommt hierbei eine besondere Relevanz zu, da sie in der Funktion der Vermittlung unterschiedlicher Diskursarten wirken und im Alltag von AkteurInnen verankert sind. Symboliken der Kriminalität werden alltäglich genutzt, um Bedrohungen zu lokalisieren, sich vor Risiken zu schützen, moralische Legitimität zuzuweisen usw. (vgl. Stehr 2016). Kollektivsymbole sind hierzu in der Lage, da sie unmittelbar anschaulich und plausibel sind und entsprechend politisch, alltäglich oder anderweitig genutzt werden können. Ihr Aufbau verweist auf einen »rudimentär expandierten, zumindest potentiell ikonisch realisierbaren Symbolisanten (dem ›Bild‹, der Pictura [...]) sowie einem bzw. in der Regel mehreren Symbolisaten (dem ›Sinn‹, den Subscriptiones [...])« (Link 2013, S. 13). So können mit der Darstellung einer Pictura (etwa einer »Welle« der Gewalt) auf semantischer Ebene unmittelbar Bedrohungsgeschichten implementiert werden, die es nachvollziehbar oder sogar alternativlos erscheinen lassen, z.B. hart und schnell gegen Kriminalität vorzugehen. Eine Rekonstruktion von Kollektivsymbolen im Kontext von Kriminalität macht es demnach möglich zu

analysieren, wie Kriminalität definiert und abgegrenzt wird, indem sie als spezifische Erscheinung thematisch wird.

Symboliken des Kampfes sind aus den oben geschilderten Gründen hierbei von zentraler Relevanz. Kriminalität wird häufig als etwas vorgestellt, gegen das – mit welchen Mitteln auch immer – zu kämpfen sei. In den beschriebenen Projekten wurden zwar insgesamt die Kollektivsymbole rekonstruiert, die in den untersuchten Kriminalitätsdiskursen auftraten (etwa Symboliken der Natur, der Technik, des Sports usw.); allerdings nehmen wir aufgrund ihrer besonderen Bedeutung und Aussagekraft nachfolgend lediglich auf Symboliken des Kampfes Bezug.

Die beiden Projekte bzw. Projektteile analysierten einerseits Darstellungen von Jugendkriminalität in praxisnahen Zeitschriften der Polizei und Jugendhilfe bzw. Sozialen Arbeit (vgl. Dollinger et al. 2015),³ andererseits parlamentarische Debatten zu Jugendkriminalität in sechs deutschen Parlamenten (vgl. Dollinger 2014).⁴ Konkret wurden von uns unter Bezug auf eine *Pictura* jeweils vier Arten von *Subscriptiones* erschlossen (vgl. im Näheren Dollinger/Urban 2012): das zur Geltung kommende Täterbild, das Deliktbild, die jeweilige Interventionsforderung sowie – im Falle der Texte von Polizei und Jugendhilfe – der dargestellte Modus professionellen Handelns bzw. – im Falle der Parlamentsdebatten – das kommunizierte Verständnis politischen Handelns. Wir gehen davon aus, mit diesen vier Bereichen zentrale Implikationen von Kriminalitätsdarstellungen erschließen zu können.

Eine zentrale erkenntnisleitende Fragestellung war die oben bereits genannte These, dass sich im Zeitverlauf seit den 1970er Jahren eine zunehmende Strafbereitschaft ergeben haben könnte. Diese Annahme folgt internationalen Debatten um einen möglichen »punitive turn«. ⁵ Für Deutschland ist gegenwärtig umstritten, ob eine zunehmende Straforientierung und eine komplementäre Abwertung wohlfahrtsstaatlicher Handlungsmaximen, wie sie etwa für die USA oder England/Wales in den vergangenen Jahrzehnten zu konstatieren sind, gleichfalls relevant sind. ⁶ Wir sehen dabei nachfolgend von einer differenzierten Einordnung unserer Daten in die Debatte zu einem möglichen deutschen

3 Ausgewertet wurden für die Polizei: *Deutsche Polizei*, *Der Kriminalist*, *Bereitschaftspolizei heute und Kriminalistik*; für die Soziale Arbeit: *Sozialmagazin*, *Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit*, *Päd. extra/Sozialarbeit* (später *Extra Sozialarbeit*, dann *Sozial Extra*), *Blätter der Wohlfahrtspflege*, *Theorie und Praxis der sozialen Arbeit* und *Bewährungshilfe*. Insgesamt wurden aus den polizeilichen Zeitschriften 403 und aus den Zeitschriften Sozialer Arbeit 531 Texte analysiert. Praxisnahe Zeitschriften wurden gewählt, um in der Analyse speziell die Vermittlung von Fachwissen und Praxis adressieren zu können.

4 Dies betrifft den Bundestag und Bundesrat. Zudem wurden – um eine möglichst große Varianz an Landes-Kriminalpolitiken abbilden zu können – die Landtagsdebatten in Bayern, Hamburg, Schleswig-Holstein und, beginnend 1990, Sachsen-Anhalt analysiert. Von 1970 bis 2009 wurden insgesamt 550 Debatten in den Parlamenten ausgewertet, ergänzend weitere Debatten bis in das Jahr 2013. Zudem wurden relevante Ausschussprotokolle, Partei- und Medienberichte analysiert.

5 Z.B. Garland (2001), Lappi-Seppälä (2014), Matthews (2005), Pratt et al. (2005).

6 Vgl. etwa Sack (2013), Schlepper (2014) versus Dollinger (2011), Heinz (2011), Oberwittler/Höfer (2005).

»punitiv turn« ab, sondern adressieren Kampfes-Symbole als spezifische, hochgradig relevante Symbolklasse für die Darstellung von Kriminalität.

3 Befunde

Im Sinne der Nachvollziehbarkeit stellen wir die Ergebnisse der einzelnen Projektteile in getrennten Abschnitten dar und führen sie anschließend in einer Synopse zusammen. Um eine Schematisierung zu vermeiden, unterscheiden wir nicht detailliert nach den oben genannten Subscriptiones; wir schildern demgegenüber allgemein unter Nennung einschlägiger *Picturae*, wie sich Kriminalitätsverständnisse im Zeitverlauf verschoben haben.

3.1 Die professionelle Darstellung von Jugendkriminalität

a) Die Soziale Arbeit im »Kampf für die Jugendlichen«

In den 1970er und 1980er Jahren dominierte in den Fachzeitschriften der Sozialen Arbeit – und damit bei einem zentralen Repräsentanten des Wohlfahrtsstaates – ein fürsorgliches, anwaltschaftliches Verständnis von Jugendkriminalität. Es war ebenso von System- bzw. Kapitalismuskritik wie auch von professioneller Selbstkritik geprägt. Eine Vielzahl von Artikeln beschäftigte sich damit, inwiefern die sozialpädagogische Tätigkeit stabilisierend auf das kritisierte, ungleiche und ungerechte Gesellschaftssystem wirke und damit die Kriminalisierung Jugendlicher fortschreibe, während es die eigene Absicht sei, den Jugendlichen Hilfe und Unterstützung zu bieten (vgl. Dollinger et al. 2015). Die Eingebundenheit der Sozialen Arbeit in Vorgaben sozialer Kontrolle etwa durch die Politik oder die Strafjustiz wurde als große Bürde empfunden.

Aufgelöst werden sollte diese Belastung zugunsten einer grundsätzlichen Parteinahme für die Rechte und Bedürfnisse der Jugendlichen, während ihre Taten kaum eine Rolle spielten. Somit kämpfte die Soziale Arbeit in diesen beiden Jahrzehnten nicht gegen Kriminalität, sondern für die Belange der Jugendlichen gegen einen häufig als repressiv und aggressiv dargestellten Staat und dessen Repräsentanten. Kampfsymbole waren hierbei entscheidend; sie gaben der Überzeugung Ausdruck, *für die Jugendlichen und mit den Jugendlichen gegen die Staatsmacht*, respektive die Polizei, zu kämpfen (z.B. Sozialarbeiter Initiative 1977, S. 13), wofür man »auch stärkere Geschütze auffahren« und »massive Gegenwehr« leisten müsse (o.A. 1979, S. 60). Gleichzeitig wurde die Polizei als brutal agierende, kämpfende Gruppe gezeichnet, die gleichsam kriegerisch gegen die Jugendlichen vorging und »auch schonmal die chemische Keule« (Scherer 1979, S. 13) einsetzte. In der Konsequenz erschienen die Jugendlichen als zu Unrecht kriminalisierte und unterdrückte Opfer einer restriktiven Staatsgewalt.

Die 1990er Jahre brachten eine markante Wende, die *in den 2000er Jahren* weiter stabilisiert wurde. Es finden sich nun keine martialischen Aufforderungen zum Kräftemessen mit der Polizei mehr. Stattdessen richtete sich der Kampf auf die Jugendlichen: Sie

wurden als AdressatInnen der Sozialen Arbeit dazu aufgefordert, gegen sich selbst und gegen ihr delinquentes Verhalten zu kämpfen. Im Zusammenhang mit der Thematisierung und Diskussion sozialer Trainingskurse etwa finden sich vielfältige Aufforderungen an die Jugendlichen, Verantwortung für ihr Handeln zu übernehmen und sich intensiv um eine Besserung zu bemühen. So heißt es exemplarisch in einem Artikel über ein so genanntes Anti-Aggressivitäts-Training, man könne dieses

»nicht absitzen. Die Teilnahme bedeutet für jeden Einzelnen einen Kampf darum, sich zu verändern. Wer darum nicht kämpfen will, ist hier nicht richtig, er wird das Training nicht bestehen.« (Morath/Reck 2002, S. 316)

Während in den 1970er und 1980er Jahren die Jugendlichen von der Sozialen Arbeit in ihren Kämpfen tatkräftig unterstützt wurden und der Kampf eine Gemeinschaftsaufgabe zum Zwecke gesamtgesellschaftlicher Veränderungen darstellte, wurden die Jugendlichen nun als selbstverantwortliche Einzelkämpfer interpretiert, die ihre individuelle Veränderung im Modus des Kampfes gegen sich selbst zu vollziehen hatten. Ein mögliches Scheitern wurde damit den Jugendlichen zugeschrieben, während Zweifel an der sozialpädagogischen Praxis mindestens implizit als ungerechtfertigt zurückgewiesen wurden. Gleichzeitig erfolgte eine Distanzierung von vermeintlich »kuschelpädagogischen«, auf Verständnis abzielenden Arbeitsansätzen. So hieß es:

»Keine Verständnisschiene, sondern Herausforderung. Ziel dieser Vorgehensweise ist es, den Jugendlichen aufzuzeigen, dass sie selbst für den Erfolg des Trainings verantwortlich sind, wie sie auch selbst den Misserfolg des Trainings zu tragen haben.« (ebd.)

Dazu kam ein »Appell, dass nur die Stärksten«⁷ diese Trainings schaffen, und es wurde den Jugendlichen aufgetragen, über die anderen TeilnehmerInnen persönliche Informationen zu sammeln, um sie als »Munition« für die Durchführung der Heißen Stühle« (ebd., S. 318), also der konfrontierenden Sitzungen, verwenden zu können.

Teile der Sozialen Arbeit beklagten in den 1990er Jahren, durch die Politik desavouiert zu werden. So würden die Soziale Arbeit im Allgemeinen und sozialpädagogische Projekte im Speziellen »immer häufiger und in immer schrilleren Tönen angegriffen«; vor dem Hintergrund zunehmender rechtsextremistischer Gewalttaten stünden insbesondere akzeptierende Ansätze im »Kreuzfeuer« (Simon 1999, S. 16). Die Soziale Arbeit werde, so lautete eine weitere Klage, ebenso wie ihre KlientInnen »gesellschaftspolitisch funktionalisiert« (Hafemann 1994, S. 11) und diene in diesem Sinne als »Feindbild und Prügelknabe« (ebd.). Insbesondere durch konservative PolitikerInnen würden kritisch eingestellte SozialpädagogInnen »zum Sündenbock für Fehlentwicklungen innerhalb der Jugend« (Butterwegge 1994, S. 32; vgl. auch Buderus 2000, S. 58) gemacht. Diese Darstel-

7 An anderer Stelle hieß es, gewalttätige Jugendliche müssten mit Hilfe von sozialen Trainingskursen lernen, »sich selbst (und eben nicht andere) zu »quälen«« (Wolters 1993, S. 323).

lungen repräsentieren nur einen Ausschnitt des breiten Diskurses innerhalb der Sozialen Arbeit, aber sie verweisen symptomatisch auf eine nun defensive Haltung der Sozialen Arbeit. Sie war auf der Suche nach Methoden und Handlungsmöglichkeiten, die erkennbare Wirkungen entfalten und KritikerInnen als wirksam präsentiert werden konnten.

Die oben beschriebenen konfrontierenden Ansätze stießen dabei auch in der Sozialen Arbeit auf Kritik. Aber sie waren eine merkbare Verschiebung der Kämpfe zu Lasten der und gegen die Jugendlichen, die zuvor vor staatlichen und institutionellen Zugriffen geschützt werden sollten. Nun stimmten hingegen Teile der Sozialen Arbeit mit Politik und Polizei in den Kampf gegen Jugendkriminalität und Rechtsextremismus ein. Dies zeigen auch Symboliken der Grenze, die mit Kampfsymbolen eng verwoben sind: In den Artikeln der 1970er und beginnenden 1980er Jahre verwiesen Grenzsymbole noch auf eine klare Trennung der Handlungsfelder von Polizei und Sozialer Arbeit und negierten Möglichkeiten der Kooperation. Gefordert wurde »ein klarer Trennungsstrich zur Polizei« (Beverungen/Krombach 1983, S. 36), dessen Notwendigkeit u.a. mit der feindlichen Einstellung der PolizeibeamtInnen gegenüber Jugendlichen begründet wurde. Mit der vermehrten Thematisierung von Gewaltdelikten und Rechtsextremismus in den 1990er Jahren kam es auch hier zu einer Modifikation: Grenzziehungen bezogen sich nun vermehrt auf den Umgang mit den delinquenten Jugendlichen. Das »schwierige Geschäft: Grenzen ziehen« (Weidner 1997, S. 33) wurde jetzt als Aufgabe definiert, Grenzen nicht gegenüber institutionellen Zumutungen zu setzen, sondern die Jugendliche selbst zu begrenzen. Das Aufzeigen von Grenzen wurde als genuin pädagogische Aufgabe definiert: »Grenzen ziehen ohne auszugrenzen« ist im Alltag eine immer wieder brisante Aufgabe, ja, nicht selten Kernpunkt permanenter Gratwanderungen in der praktischen Arbeit« (Krafeld 1994, S. 4). Wie und wo diese Grenzen zu ziehen sind, war dabei umstritten. Einerseits wurde darauf hingewiesen, dass Grenzen prinzipiell »nicht zu eng gesteckt sein« (Krafeld 1993, S. 6) durften und es notwendig sei, »Räume für Jugendliche zu erschließen, damit sie sich in eigener Regie Lebenszonen gestalten können« (Palentien 1993, S. 394; s.a. Voigtel 1990, S. 18; Krebs 1996, S. 58). Andererseits wurde jedoch auf Zwang fokussiert, den die Soziale Arbeit ausüben *sollte*. Es sei in der Praxis selbstverständlich, dass man in bestimmten Arbeitsfeldern »Grenzen setzen, auch mit Druck und Zwang arbeiten, Sanktionen verhängen und nötigenfalls energisch ›durchgreifen‹« (Wendt 1997, S. 15) müsse. Diese positive Einschätzung von Grenzsetzungen wurde z.T. als »Paradigmenwechsel« (Kipp 1997, S. 46) beschrieben und gegen bisher eingesetzte Methoden gewendet. So böten konfrontative Ansätze und auf ihnen basierende Methoden und Programme die Chance einzubrechen »in die Phalanx einer gewissen Mutlosigkeit in der Pädagogik, versteckt unter dem Mäntelchen lebensweltlich-akzeptierender Ansätze« (Kilb/Weidner 2001, S. 176).⁸ Man müsse entschiedener als früher gegen Delinquenz vorgehen und entsprechend restriktive Grenzen setzen. Sozialpädagogisches Handeln sollte spürbar, mess-

8 Es stellt ein interessantes Detail dar, dass hier die Soziale Arbeit als Akteurin dargestellt wird, die sich bzw. ihr vermeintlich unzureichendes Handeln verschleiert, während Taktiken der Verschleierung in den 1970er Jahren noch der Polizei und Justiz zugeschrieben wurden (vgl. Dollinger et al. 2012).

bar, methodisch geplant und kompromisslos sein, und es sollte kooperativ an der Seite von Polizei und Strafjustiz realisiert werden, um Jugendkriminalität zu bekämpfen. Das sozialkritische, z.T. neo-marxistisch geprägte Selbstverständnis der 1970er und 1980er Jahre wurde damit deutlich relativiert.

b) Der Kampf der Polizei im Vorfeld der Jugendkriminalität⁹

Wo die Soziale Arbeit in den 1970er Jahren gegen gesellschaftliche Unterdrückung kämpfte, sah sich die Polizei in einer väterlichen Rolle, da sie sich zuschrieb, helfend und zugleich streng zu agieren. Delinquente Kinder und Jugendliche wurden vorrangig als hilfs- und erziehungsbedürftig beschrieben. Entgegen den Projektionen der Sozialen Arbeit sah sich die Polizei dabei selbst keineswegs in der Rolle einer entschieden gegen kriminelle Jugendliche kämpfenden Instanz. Vielmehr interpretierte sie es als ihre Aufgabe, Kämpfe innerhalb der Gesellschaft zu befrieden und eine autoritär gefärbte »Nacherziehung« (Casparis 1978, S. 126) zu leisten, wo sie bei Jugendlichen erforderlich war. Trotz der autoritären Note dieser Nacherziehung war die Polizei damit gewissermaßen sozialpädagogischer als die Soziale Arbeit, die sich personenbezogenen Erziehungsmaßnahmen zu dieser Zeit weitgehend verweigerte. Dabei wurde von Seiten der Polizei auf der Ebene des eigenen Professionsbildes keine Kampfsymbolik verfolgt. Nicht der Kampf gegen andere Institutionen oder Professionen, sondern ein selbstbewusster Anspruch, gegen Jugendkriminalität aktiv vorgehen zu können, stand im Vordergrund. Gerade das Fehlen entsprechender Symboliken des Kampfes war in diesem Sinne aussagekräftig: Es bezeugt das Selbstbewusstsein, handlungskompetent zu sein, und implizit bestätigte es Befürchtungen der Sozialen Arbeit, dass die Polizei von dominierender Bedeutung sein konnte (und wollte), wenn es um Fragen der Jugendkriminalität ging.¹⁰ Das Ziel bzw. der Anspruch des »Aufbau(s) einer funktionsfähigen Institution zur Bekämpfung der Jugendkriminalität und -verwahrlosung« wurde getragen von der Überzeugung, dass polizeiliche Maßnahmen der Kriminalitätsbekämpfung »von der Jugend selbst gebraucht« (Davin 1972, S. 140) würden. Die Polizei sah sich somit als helfende Instanz, die pädagogisch und erzieherisch wirksam handeln konnte und damit eine Handlungsebene besetzte, die ansonsten der Sozialen Arbeit hätte zugesprochen werden können. Kooperation mit der Sozialen Arbeit wurde befürwortet, was gleichbedeutend war mit der Zuschreibung, selbst erzieherisch agieren zu können. Entsprechend sollte eine Zusammenarbeit mit der Sozialen Arbeit nicht im Sinne »kriminalpädagogische(r) Wechselduschen zwischen harter Bestrafung und rührseligem Beileid« (Stümper 1978, S. 105) erfolgen, sondern es ging um das »gezielte Zusammenwirken, um eine Person wieder auf ein festes lebensmäßiges Geleise zu setzen« (ebd.), wobei die Definition der hierfür notwendigen Schritte implizit durch die Polizei erfolgte.

9 Für vielfältige Hinweise zum Interdiskurs der Polizei danken wir Monika Urban.

10 Und dies, obwohl auch die Polizei sich eingestehen musste, gegen gesellschaftliche Ursachen der Jugendkriminalität nichts ausrichten zu können und, so gesehen, im Wesentlichen für die »Scherben zuständig« (Dicke/Halt 1978, S. 5) zu sein. Im Gegensatz zur Sozialen Arbeit hatte die Wahrnehmung des eigenen Handelns als Symptombekämpfung jedoch bei der Polizei keine umfassenden professionellen Selbstzweifel zur Folge.

Das entsprechende Selbstbewusstsein erstreckte sich nicht nur auf manifeste, sondern auch auf drohende Kriminalität: Bereits präventiv sollte auf junge Menschen zugegriffen bzw. deren Erziehung kriminalpräventiv gestaltet werden, um im Vorfeld von Kriminalität agieren zu können. Die PolizeibeamtInnen sahen sich letztlich als polizeiliche SozialarbeiterInnen – eine Selbstzuschreibung, die auch mit Vorwürfen in Richtung der Sozialen Arbeit einherging, dass diese nicht konsequent genug gegen Kriminalität vorgehe. Folgerichtig baute die Polizei auf eigene sozialpädagogisch geschulte, junge MitarbeiterInnen, die engen Kontakt mit Jugendlichen aufbauen sollten, so genannte »Jugendpolizisten«, was erwartungsgemäß durch die Soziale Arbeit deutlich kritisiert wurde (z.B. Crummenerl 1979; Sozialarbeiter Initiative 1977).

In den 1980er Jahren wurden die Bestrebungen der Polizei, sich – ihren Vorstellungen gemäß: auch gemeinsam mit der Sozialen Arbeit – für Jugendliche einzusetzen, dann tendenziell auch mit Symboliken des Kampfes dargestellt. Kämpfe wurden etwa als Beschreibung des Zustandes der gesellschaftlichen Verfasstheit verwendet, wenn die Rede von einer »Art von Bürgerkrieg« (Häußling 1982, S. 30) war, in dem sich Jugendliche befänden. Aufgabe der Polizei sei es diesbezüglich zu verhindern, dass die gesellschaftlichen Probleme derart eskalieren, dass ein »Faustrecht« (N.N. 1983, S. 64) zur Anwendung komme, denn die Polizei habe für Ordnung zu sorgen. Dominierend wurden derartige Symboliken allerdings nicht; im Vergleich zur Sozialen Arbeit blieben sie randständig.

Ebenso wie im professionellen Diskurs der Sozialen Arbeit wurde in den 1990er und 2000er Jahren dann das Thema (Jugend-)Gewalt in den Polizeizeitschriften dominant. Der »explosionsartige Anstieg der Gewaltkriminalität« (Werries/Dieth 2002, S. 6) gab Anlass zur Sorge und erfordere eine wirksame Antwort. Mit Blick auf das Negativbeispiel der USA hinsichtlich Jugenddelinquenz und -gewalt betonten viele AutorInnen die Dringlichkeit eines gezielten Einschreitens. Als angemessenes und legitimes Mittel im Kampf gegen die zunehmende Brutalität der Jugendlichen wurde regelmäßig Prävention angeführt, wobei ein breites Begriffsverständnis zugrunde lag, indem ausdrücklich auch repressives Handeln als präventiv wirksam dargestellt wurde. Gegenüber den – mitunter als untätig und/oder uninformiert dargestellten – SozialarbeiterInnen sah sich die Polizei handlungspraktisch im Vorteil, da sie Kenntnis über die Jugendlichen und die Hintergründe ihrer Taten und gleichzeitig die Möglichkeit bzw. Fähigkeit zum ›harten Durchgreifen‹ besitze. PolizeibeamtInnen seien somit »quasi als Sozialarbeiter« (Leven 1997, S. 55) tätig, könnten aber zudem über den Modus der Erziehung hinaus (repressiv) reagieren. Dies sei insbesondere notwendig, wenn – etwa aufgrund von Sozialisationsdefiziten und/oder im Zusammenhang mit vorhandenen Migrationshintergründen – Diversionsmaßnahmen¹¹ bzw. maßvolle jugendgerichtliche Reaktionen von Jugendlichen nicht (mehr) ernst genommen würden. Zwar sei grundsätzlich primär mit Maßnahmen der Integration zu reagieren, jedoch müsse auch Repression zum Einsatz kommen, wenn beispielsweise im Zuge von »Bandenkriegen« und »Kämpfen der Looser« (Sasse 1999, S.

11 Diversion beschreibt Versuche, Täter bzw. Beschuldigte aus einem strafrechtlichen Verfahren herauszunehmen und damit u.a. stigmatisierende Effekte einer formellen Verurteilung zu verhindern.

227) Gefahr drohe. Neben ›Ausländern‹ finden sich insbesondere die Tätergruppen der rechtsextremistisch orientierten Jugendlichen sowie der sogenannten ›Intensivtäter‹¹² im polizeilichen Diskurs. Diese bildeten ähnlich wie in Teilen des Professionsdiskurses der Sozialen Arbeit einen Antagonismus zu den weitgehend als unproblematisch dargestellten Jugendlichen, die sich im Rahmen der ›normalen‹ ubiquitären und nur vorübergehend praktizierten Delinquenz bewegten. Im Gegensatz zu diesen seien ›Intensivtäter‹ aus Sicht der Polizei mit »herkömmlichen Methoden der Sozialarbeit« (Solon 1992, S. 181) nicht (mehr) erreichbar, weshalb verschärfte Konsequenzen angemessen und notwendig erschienen und die Zuständigkeit der Polizei unterstrichen wurde.¹³ In der Konsequenz lässt sich auf der Ebene der Handlungsempfehlungen seit Beginn der 1990er Jahre eine Öffnung des Spektrums an Reaktionsmöglichkeiten feststellen: Prävention, Repression und Diversion wurden nun als komplementär einsetzbare Strategien gegen Jugendkriminalität befürwortet.¹⁴ Abgesehen von Diversion bilde im Kampf gegen Jugendkriminalität Prävention »neben einer konsequenten Repression die zweite Säule einer effektiven Kriminalitätsbekämpfung« (Bartmann 2008, S. 10) und es sei sinnvoll und notwendig, »dass beide Säulen zu einem tragfähigen Ganzen miteinander verbunden und verzahnt werden«. Gegenüber ›Intensivtätern‹ und anderen vermeintlich unerreichbaren Jugendlichen müsse dabei konsequent und gegebenenfalls hart durchgegriffen werden. In diesem Zusammenhang wurden so genannte ›Gefährderansprachen‹¹⁵ und die Einführung eines ›Warnschussarrestes‹ (vgl. Rupp 2009, S. 15) im polizeilichen Diskurs thematisiert und weitgehend befürwortet. Der Kampf gegen Jugendkriminalität war in diesem Sinne zu einer Frage des sozialen Ausschlusses vermeintlich unerreichbarer bzw. unverbesserlicher Jugendlicher (bzw. eines ›Schutzes‹ der Gesellschaft vor ihnen) geworden, während im Falle von Bagatelldelikten mitunter eine relativ milde Reaktionsweise befürwortet wurde.¹⁶

- 12 Der Tätertypus des ›Intensivtäters‹, nicht selten auch des ›ausländischen Intensivtäters‹, bleibt weitgehend unbestimmt, allerdings besitzt er eine entscheidende diskursive Bedeutung, da sich um ihn Bedrohungsnarrative kristallisieren (vgl. Dollinger/Schmidt-Semisch 2010; Walter 2003). Er ist dazu geeignet, spezifische Gruppen von Jugendlichen als bedrohlich, gefährlich, hemmungslos, unkontrolliert etc. zu diskriminieren.
- 13 Eine daran anschließende Interventionslogik der Polizei beruht auf der Annahme, mit polizeilicher Arbeit könne die Entwicklung von ›normalen‹ delinquenten Jugendlichen zu ›Intensivtätern‹ gleichsam blockiert werden. Auch vormals ›unproblematische‹ Jugendliche wurden entsprechend in Folge eines vermuteten »Gewalttransfer(s)« (Schneider 1991, S. 17) zu potentiellen Gewalt- bzw. Mehrfachtätern und rückten in das Blickfeld der Polizei.
- 14 Entsprechende Motive einer Triade von Maßnahmen gegen Jugendkriminalität finden sich in den 1990er und 2000er Jahren auch in einer Vielzahl politischer Debatten wieder. Dies zeigt exemplarisch eine relativ große Nähe der meisten politischen zu polizeilichen Deutungen von Jugendkriminalität, was sich so für die Soziale Arbeit nicht konstatieren lässt.
- 15 Es handelt sich um anlasslose Hausbesuche der Polizei bei Jugendlichen, die aufgrund ihrer Vergangenheit als problematisch und potentiell gefährlich wahrgenommen werden. Ziel ist die Einschüchterung und/oder Verunsicherung bzw. Abschreckung der als potentielle Straftäter betrachteten Personen (vgl. Jasch 2014).
- 16 So wurde betont, es müsse im Falle leichterer Kriminalität darauf geachtet werden, nicht »mit Kanonen auf Spatzen« (Wüsten 1999, S. 31) zu schießen. Wie entsprechend breit Kampfsymboliken

3.2 Jugendkriminalität in der Politik¹⁷

Der Kampf der Politik richtete sich im Schwerpunkt auf gesellschaftliche bzw. soziale Ursachen von Jugendkriminalität. Etwa die Bundestagsdebatten der 1970er und 1980er Jahre waren vorrangig sozialätiologisch konnotiert, so dass sozial-/pädagogische Reaktionen als sinnvoll und angemessen angesehen wurden (vgl. Dollinger 2014, S. 444 f.) – wohlgeachtet aber nicht Haltungen wie die oben beschriebenen, die die Soziale Arbeit selbst einnahm, sondern es wurde eine Form von Sozialer Arbeit eingefordert, die auf Nacherziehung und Sozialisationshilfen abstellte. Dies war zu dieser Zeit, paradoxerweise, der Polizei näher als der Selbsteinschätzung der Sozialen Arbeit.

Parteiübergreifend wurden die gesamtgesellschaftliche Verantwortung für Jugendliche und die Unterstützung der Lebensbedingungen von Kindern bzw. Jugendlichen und Familien betont, um Delinquenz zu vermeiden. Dramatisierungen und Skandalisierungen der Abweichungen Jugendlicher sollten vermieden werden. Nicht einzelne Taten wurden als primäre Bedrohung der Gesellschaft dargestellt, sondern die Umstände und Ursachen, die Jugendliche delinquent werden ließen. In diesem Sinne fanden Kampfsymbole in parlamentarischen Debatten bereits seit Beginn des Untersuchungszeitraums parteiübergreifend Verwendung. Insbesondere pauschale Formulierungen eines ›Kampfes gegen Kriminalität‹ sind in den untersuchten Debatten breit gestreut und wurden in den 1970er und 1980er Jahren in aller Regel dazu verwendet, um auf die Ursachen und den wirkungsvollen Umgang mit ihnen zu verweisen.¹⁸

Mit den beginnenden 1990er Jahren änderte sich die Lage. Nun wurden mehr und mehr die Gefahren und die Bedrohlichkeit der Jugendkriminalität bzw. der kriminellen Jugendlichen selbst in den Mittelpunkt gerückt und eine entsprechende »Bekämpfung« gefordert.¹⁹ Kampf- und Kriegssymboliken erhielten damit eine neue Qualität; insbeson-

ingesetzt wurden, lässt sich daran erkennen, dass an anderer Stelle mitgeteilt wurde, dass, verglichen mit repressiven Reaktionen, auch Diversionsmaßnahmen von Jugendlichen als »Schuß vor den Bug« (Wieben 1993, S. 277) wahrgenommen würden und eine positive Wirkung entfalteten.

- 17 Die Zitation der Bundestags- und Bundesratsdebatten unterscheidet sich notwendigerweise von der übrigen Zitation im Text. Hinweise sind jeweils mit dem Kürzel ›BT‹ (für Bundestag) bzw. ›BR‹ (für Bundesrat) sowie der entsprechenden Jahreszahl versehen. Im Fall der Bundesratsdebatten steht die Sitzungsnummer für sich. Im Fall der Bundestagsdebatten setzen sich die Ziffern aus Legislaturperiode (vor dem Bindestrich) und Sitzungsnummer (nach dem Bindestrich) zusammen. Genannt sind ferner die Parteizugehörigkeit der Rednerin/des Redners sowie die Seitenzahl des Plenarprotokolls.
- 18 Als Beispiel kann die vielfach und parteiübergreifend geforderte »Drogen- und Rauschgiftbekämpfung« (BT 1977, 8–56; CDU/CSU, S. 4333) angesehen werden, deren dezidierte Fortführung gefordert wurde, da man ansonsten »in diesem Kampf unterliegen« (BT 1973, 7–40; CDU/CSU, S. 2210) werde und dies »Tausende von Menschen (...) mit ihrem Leben zu bezahlen« (ebd.) hätten. Als ursächlich für die Entstehung und Verfestigung von delinquentem Verhalten Jugendlicher wurden »Ideologien, verworrene Freiheitsvorstellungen und permissive Tendenzen« (BT 1977, 8–56; CDU/CSU, S. 4342), fehlende bzw. »(m)angelnde emotionale Bindung« (BT 1977, 8–56; SPD, S. 4344) im familialen Nahraum sowie der schlechte Einfluss des weiteren sozialen Umfeldes oder Überforderungen von Jugendlichen und Familien angesehen.
- 19 Dies war kein plötzlicher, unvermittelter Umbruch, sondern die Stärkung einer Tendenz, während andere Debatten weitergeführt wurden. So wurde beispielsweise nach wie vor die »Bekämpfung der

dere wurde zunehmend Verantwortlichkeit an einzelne Täter transferiert und auch die Täter-Opfer-Relation wurde neu justiert: Jugendliche in den 1970er und 1980er Jahren waren vornehmlich als Opfer (der gesellschaftlichen Umstände, struktureller Überforderung, einer Verbreitung von Ideologien, von Rauschgifthändlern usw.) dargestellt worden; nur in Ausnahmefällen machte man sie direkt für Fehlverhalten verantwortlich. Dies änderte sich Anfang bzw. Mitte der 1990er Jahre. Zwar wurde im Kontext der Rede von *Jugendkriminalität* mit aggressiven Symbolen weiterhin meist relativ zurückhaltend umgegangen. Erkennbar war dennoch, dass kriminelle Jugendliche nun zunehmend als personalisierte Bedrohung gezeichnet wurden und sich Interventionen auf ihre Verantwortung für Delinquenz richten sollten. Bekämpft wurde nun, mit anderen Worten, nicht mehr Jugendkriminalität als gesellschaftliches Phänomen, sondern es sollte gezielt gegen kriminelle, insbesondere gewalttätige Jugendliche vorgegangen werden, um die Gesellschaft vor ihnen zu schützen. Weniger der Schutz Jugendlicher vor sozialen Problemen, die sie ›kriminell‹ machen konnten, stand damit im Vordergrund, als vielmehr der Schutz der Gesellschaft vor Jugendlichen (und ihren Problemen). So hieß es in einem Redebeitrag Siegfried Kauders der CDU/CSU-Fraktion (BT 2009, 16–228, S. 25537):

»Gerade jugendlichen Straftätern müssen ihre Grenzen aufgezeigt werden. Dazu gehört auch, dass sich der Staat als wehrhafter und starker Staat zeigt, der sich schützend vor Opfer stellt und auch Körperverletzungsdelikte konsequent verfolgt.«

Die Forderung nach zielgerichtetem und entschiedenem Durchgreifen wird hier ebenso deutlich wie die Aufwertung von Schutz- und Sicherheitsfragen. Der Staat tritt als Instanz auf, die im Modus der Strafverfolgung und der – individuelle Verantwortung voraussetzenden – konsequenten Bestrafung agiert. Relativiert werden hingegen Hilfe und Resozialisierung, die kaum als rasche und unnachgiebige Maßnahme konnotiert werden können (vgl. Dollinger 2015).

Diese diskursive Neujustierung lässt sich weitergehend an zwei wichtigen Gesetzesreformen zum Umgang mit Jugenddelinquenz illustrieren, dem »1. Jugendgerichtsgesetz-Änderungsgesetz« (1. JGGÄndG) sowie dem »Gesetz zur Erweiterung jugendgerichtlicher Handlungsmöglichkeiten« (GzEjH). Eine Kontrastierung der entsprechenden De-

Jugendarbeitslosigkeit« (BT 2001, 14–182, S. 17918) als Mittel zur »Bekämpfung der Jugendkriminalität« angesehen (vgl. auch BT 1998, 13–244, S. 22643) bzw. die Integration von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund als sinnvolle Reaktion auf zunehmende Jugendgewalt dargestellt. Auffallend ist dabei, dass bei den RednerInnen der CDU/CSU in den 1990er und 2000er Jahren soziale Ursachen vermehrt relativiert wurden. Entsprechend wurde kritisiert, der politische Gegner verfolge den Ansatz, »für alle Kriminalitätserscheinungen Schuldige in der Gesellschaft, in den bösen Strukturen und zuletzt in der Bundesregierung zu finden« (BT 1998, 13–244, S. 22650). Es werde »heute so argumentiert, als würde der Vorsatz oder (...) die kriminelle Energie nicht noch die freie Willensentscheidung voraussetzen« (ebd., S. 22649). In anderen Worten: Jugendkriminalität war zumindest teilweise die Folge eines schlechten Wollens, weniger einer defizitären Sozialisation. Bestrafung wurde damit plausibler.

batten vermag zu zeigen, inwiefern Konstruktionen von Jugendkriminalität sich im politischen Kontext im Zeitverlauf veränderten.²⁰

a) Verständnissvolle Gespräche...

Mit dem 1. JGGÄndG trat 1990 ein Gesetz in Kraft, das ausdrücklich eine Liberalisierung des Jugendstrafrechts zum Ziel hatte. Devianz und auch Delinquenz von Jugendlichen wurden als ubiquitär und passager anerkannt, sie wurden als weitgehend ›normal‹ angesehen. Eine umfassende Bestrafung oder Inhaftierung von Jugendlichen wurde als unangemessen und in einer Vielzahl von Fällen als kontraproduktiv abgelehnt. Stattdessen sei die Entwicklungsoffenheit junger Menschen anzuerkennen, die sich in einer Phase der Orientierung und des vielfältigen Lernens befänden. Folglich müsse der Umgang mit Abweichung und Kriminalität im Jugendalter als Unterstützung erfolgen, nicht in der Form von Bestrafung oder gar Inhaftierung. Ein Kampf gegen delinquente Jugendliche war demnach wenig sinnvoll: Anstelle einer »Intervention im Sinne eines Schusses vor den Bug« (Engelhardt FDP, BR, 616. Sitzung, 1990, S. 390), d.h. anstelle harter Maßnahmen oder Abschreckung, sollten Gespräche mit Jugendlichen geführt werden, um eine »be-hutsame erzieherische Einflussnahme« (Funke BT, FDP, 11-216, 1990, S. 17089) zu realisieren. Dies spiegelt sich in der Verwendung einer Anti-Kriegssymbolik im Rahmen einer Anhörung von Experten wider, wenn etwa von einer notwendigen »Abrüstung«²¹ des Jugendstrafrechts die Rede war oder ein als Sachverständiger geladener Strafrechtsprofessor darauf hinwies, es sei notwendig »Frieden [zu; d.A.] schaffen mit weniger Waffen« (Rechtsausschuss des Bundestages, 11. Wahlperiode, 70. Sitzung, 1990, S. 18). Waffen wurden folglich mit Strafen gleichgesetzt bzw. das Strafgesetz als Waffenarsenal angesehen, das es abzurüsten gelte. Wenngleich sich zwischen einzelnen Parteien Unterschiede feststellen lassen, so war die gemeinsame Stoßrichtung dennoch klar: Jugendliche sollten erzogen, nicht bestraft werden, wobei Strafe meist kategorisch von Erziehung getrennt wurde, indem der Erziehungsgedanke des Jugendstrafrechts betont und auf die Schädlichkeit von freiheitsentziehenden Maßnahmen verwiesen wurde.²² Negative Sanktionen sollten soweit wie möglich vermieden und vermehrt Hilfe- und Unterstützungsangebote verwirklicht werden.

b) ...versus Warnschüsse

Der Begriff »Warnschussarrest« symbolisiert eine deutliche Wendung der Diskurslage – wohl gemerkt wie 1990 auf Bundesebene ebenfalls in einer Regierungskoalition von CDU/CSU und FDP. Diese Arrestform ist Teil des »Gesetz zur Erweiterung jugendgerichtlicher Handlungsmöglichkeiten«, das 2013 in Kraft trat und im Gegensatz zu den liberalisierenden Tendenzen des 1. JGGÄndG Strafverschärfungen beinhaltet, etwa die Erweiterung des möglichen Strafrahmens bei Mord durch Heranwachsende und die Ein-

20 Eine ausführlichere Analyse findet sich bei Lampe/Rudolph (2015).

21 Rechtsausschuss des Bundestages 11. Wahlperiode 70. Sitzung (1990, S. 18); s. a. Däubler-Gmelin (BT, SPD), 11–168 (1989, S. 12741 f.).

22 Z.B. im Gesetzentwurf der Bundesregierung vom 27.11.1989; BR-Drucksache 464/89, S. 2.

führung des »Warnschussarrests«, d.h. die Koppelung einer Bewährungsstrafe mit Jugendarrest. Letzteres erweiterte Möglichkeiten, den – kriminologisch als besonders rückfallbehaftet geltenden und breit hinterfragten (vgl. Kreuzer 2012; Ostendorf 2012) – Jugendarrest vermehrt zur Anwendung zu bringen. Ungeachtet der kriminologischen Kritik wurde von Seiten der politischen Verantwortungsträger ein »Warnschussarrest«, d.h. eine relativ harte, stationäre Maßnahme, als erzieherisch sinnvoll und wirkungsvoll vorgestellt (Z.B. Boddenberg BR, CDU-Hessen, 899. Sitzung, 2012, S. 331). Die Kampf- bzw. Kriegssymbolik eines »Warnschusses« wurde genutzt, um eine Art ›Denkzettel‹ zu begründen, also ein rigides Durchgreifen, das für Täter spürbar, abschreckend und deutlich sanktionierend sein sollte.

Demgegenüber warnte die SPD ebenfalls unter Rückgriff auf eine Kampfsymbolik davor, das Jugendstrafrecht zu verschärfen: Es verböten sich auf dem sensiblen Feld des Jugendstrafrechts populistische »Schnellschüsse aus der Hüfte« (Simm BT, SPD, 14-109, 2000, S. 10344), die an aufgeregte Medienberichterstattung angeschlossen.

Die trotz Widerstand erfolgreiche Implementierung des »Warnschussarrests« fügt sich in eine Diskurslage, in der Warnungen vor Bedrohungen und Imperative der Sicherheit zentrale politische Bedeutung gewonnen hatten. Ein hohes Sicherheitsbedürfnis bzw. Unsicherheitsempfinden der Bevölkerung war zu einem politisch markanten Thema geworden (Z.B. Geis BT, CDU/CSU, 14-109, 2000, S. 10346 f.). So sollte eine Verschärfung des Jugendstrafrechts symbolisieren, dass – unabhängig von der kriminologischen Kenntnislage bzw. im Widerspruch zu ihr – Risiken für die Bevölkerung reduziert und Jugendkriminalität konsequent angegangen werden. Dem korrespondierte, dass besonders ›bedrohliche‹ Täter thematisiert wurden, vorrangig Gewalttäter bzw. ›Intensivtäter‹, gegen die nun konsequent zu kämpfen war. Sie bezeugten die Notwendigkeit bzw. lieferten die Legitimation, verschärfte Maßnahmen zu begründen, und zugleich markierten sie eine neue Grenze zur noch akzeptablen, ›normalen‹ Delinquenz Jugendlicher, die nach wie vor mit (Nach-)Erziehung und Resozialisierung adressiert werden sollte.

4 Synopse und Diskussion

Der Diskurs über Jugendkriminalität in den professionellen Fachzeitschriften und den parlamentarischen Debatten verlief auf die beschriebene Weise unterschiedlich. Dennoch lässt sich anhand der Kampfsymbolik nachweisen, dass es im Verlauf der 1990er Jahre auf allen hier untersuchten Ebenen zu folgenreichen Transformationen kam.

Kampfsymboliken dienten in den 1970er und 1980er Jahren der Sozialen Arbeit als wohlfahrtsstaatlicher Institution als Option, sich von polizeilichem Handeln abzugrenzen und das abweichende und delinquente Verhalten Jugendlicher als gesellschaftlich verursacht zu zeichnen. Zur Debatte stand für sie die Ungerechtigkeit einer Gesellschaft, die junge Menschen ausgrenzte, unterdrückte und kriminalisierte, ohne ihre ›echten‹ Bedürfnisse und Probleme ernst zu nehmen. Nicht die Kriminalität Jugendlicher war anormal, sondern die Gesellschaft und die von ihren zentralen Institutionen realisierte Ausgrenzung und Kriminalisierung junger Menschen.

Im Lauf der 1990er Jahre wurde diese Position ergänzt bzw. ersetzt durch Haltungen, die stärker auf Jugendliche als ›echte‹, verantwortlich handelnde Kriminelle abstellten. Es sollten nun Methoden und Ansätze geliefert werden, um wirksam gegen diese Bedrohung vorzugehen. Ein Kampf zum Schutz von Jugendlichen wurde zum kooperativen Kampf gegen ihre Kriminalität und damit auch gegen sie als kriminelle Personen. Was Polizei und Politik von der Sozialen Arbeit forderten, wurde in den 1990er Jahren damit auch von ihr selbst anerkannt. Die Polizei hatte die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit bereits in den 1970er Jahre postuliert und entsprechende Forderungen in den 1980er und v.a. 1990er Jahren weiter ausgebaut. Unterschieden wurde nun weitaus weniger als in den Jahrzehnten zuvor zwischen unterschiedlichen professionellen Zuständigkeiten, sondern vielmehr zwischen Tätertypen, d.h. ›normaler‹, unscheinbarer Kriminalität und bedrohlicher Gewaltkriminalität oder Rechtsextremismus Jugendlicher, z.T. auch den Taten Jugendlicher ›mit Migrationshintergrund‹. So wurde es professionsübergreifend sukzessive legitimer, v.a. gegen gewaltaffine junge Menschen mit entschiedener Härte und Unnachgiebigkeit vorzugehen. Vermeintlich schwer- oder unerziehbare ›Intensivtäter‹ sollten schnelle, ›spürbare‹ Interventionen erfahren und im besten Fall präventiv-kooperativ angegangen werden. Der überparteiliche politische Diskurs erfuhr in den 1990er und 2000er Jahren eine ähnliche Verlagerung, indem er zunehmend von Forderungen nach ›Prävention‹, ›schneller Intervention‹ und ›Kooperation‹ dominiert wurde, wo zuvor die Bekämpfung von gesellschaftlichen Kriminalitätsursachen bestimmend gewesen war.

Diese Befunde beinhalten eine Neu-Orientierung von Verhaltens- und Normalitätserwartungen, mit denen junge Täter konfrontiert werden und in denen sich gesellschaftliche und politische Institutionen letztlich selbst darstellen und artikulieren: Die Gesellschaft wurde in ihrem Status quo gleichsam unangreifbarer, auch und gerade wenn Kriminalität auftrat. Von einem Objekt sozialpädagogischer – und zudem ›linker‹ politischer (vgl. Dollinger 2014) – Kritik wurde gesellschaftliche Sicherheit vermehrt zu einem schützenswerten Gut; soziale Lebensbedingungen wurden weniger als kriminogen und kritikwürdig wahrgenommen. ›Intensivtäter‹ scheinen kein Produkt einer ungerechten, dissoziierten Gesellschaft zu sein und nicht prinzipiell nach Resozialisierung und Nachsicht zu verlangen. Sie wurden bzw. sind aktuell vorrangig ein Sicherheitsproblem, d.h. sie bedrohen die Gesellschaft und ihre ›unbescholtenen‹ BürgerInnen.

Diese Deutung wurde in der Kooperation der Institutionen, die vorrangig mit der praktischen Bearbeitung von Jugendkriminalität befasst sind, d.h. Soziale Arbeit und Polizei, zunehmend abgesichert, indem bestimmte Formen von Jugendkriminalität als etwas in sich Bedrohliches vorausgesetzt wurden. Forderungen nach Prävention und rascher, gemeinsamer Interventionen implizieren, dass ein in Frage stehendes Problem nicht in seiner Gültigkeit hinterfragt wird. David Matza hatte klassisch formuliert, dass Prävention auf die »Ausmerzung« eines Phänomens abstellt, während das »Phänomen selbst (...) nur beiläufige Aufmerksamkeit« erfahre; es werde »nur von außen betrachtet und beschrieben« (Matza 1973, S. 24). In neueren sozialwissenschaftlichen und juristischen Präventions- und Kooperationskritiken wird dies bestätigt.²³ Bezogen auf die Frage

23 Z.B. Breymann (2012); Bröckling (2008); Frehsee (2010); Hefendehl (2008); Kessl (2011).

nach Jugendkriminalität lässt sich dies dahingehend wenden, dass deren Bestimmung in neuer politisch-professioneller Einstimmigkeit zu erfolgen scheint: ›Unscheinbare‹ Jugendkriminalität wird zwar nach wie vor primär als Erziehungsproblem und Sozialisationsaufgabe interpretiert und vor übermäßiger Kriminalisierung wird gewarnt. Mit Gewalt und Fremdheit assoziierte Formen sozialer Auffälligkeit hingegen werden als Fragen von Sicherheit und Ordnung gedeutet, d.h. sie wurden einem Prozess der »Versicherheitlichung« unterzogen.²⁴ Er tendiert dazu, kritische Nachfragen zu suspendieren und stattdessen rasche Interventionen einzufordern.

Die Gesellschaft wird dabei nicht in Frage gestellt oder kritisiert, sondern als etwas symbolisiert, das in seiner gegebenen Struktur zu schützen ist. In den Fällen besonderer – d.h. vor allem: medienrelevanter, gewaltbezogener – Kriminalität liegt die Verantwortung verstärkt beim Einzelnen, das von ihm (quantitativ weniger von ihr) ausgehende Risiko zu minimieren.²⁵ Er kann und muss dazu professionelle Unterstützung in Anspruch nehmen, und Institutionen wie die Polizei und die Soziale Arbeit entwarfen sich zunehmend als Instanzen, die entsprechende kooperativ-präventive Sicherheitsfunktionen zu erfüllen in der Lage seien. Ein weitgehender Konsens der professionellen Akteure und der Politik liegt dabei in der Neutralisierung von Gefährdungen der Umwelt, nicht hingegen in einer Forderung, Jugendlichen mit Schwierigkeiten zu helfen und ihnen Ressourcen zukommen zu lassen. Die Gesellschaft, so scheint es, ist in diesen Fällen zunehmend bereit, sozialen Ausschluss zu akzeptieren, solange dies vor Risiken schützt (bzw. entsprechend öffentlich vermittelt werden kann).

Literatur

- Bartmann, K. H. (2008): Bekämpfung der Jugend(gewalt)kriminalität in Heidelberg. In: *Polizei heute* 37(1), S. 8–14.
- Baumann, I. (2006): *Dem Verbrechen auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminologie und Kriminalpolitik in Deutschland 1880 bis 1980*. Göttingen: Wallstein.
- Beckett, K./Sasson, T. (2000): *The politics of injustice*. Thousand Oaks, California: Sage.
- Beverungen, E./Krombach, U. (1983): Klare Linie und aufrechter Gang. In: *Extra Sozialarbeit* 7(6), S. 34–38.
- Breyman, K. (2012): Wunderland Prävention. In: *Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe* 23(1), S. 4–6.
- Bröckling, U. (2008): Vorbeugen ist besser ... Zur Soziologie der Prävention. In: *Behemoth. A Journal on Civilisation* 1(1), S. 38–48.
- Buderus, A. (2000): Glatzenpflege auf Staatskosten? In: *Sozial Extra* 24(2-3), S. 58.
- Butterwegge, C. (1994): (Sozial-)Pädagogen als Prügelknaben. Wie man linke PädagogInnen für die rechte Gewalt verantwortlich macht und sich selbst entlastet. In: *Sozialmagazin* 19(1), S. 30–34.
- Casparis, J. (1978): Ein Fall von brutaler Jugendkriminalität. In: *Kriminalistik* 32(3), S. 123–126.

24 Vgl. hierzu Loader (2002); Jones (2012); Waever (1996); Zedner (2009, S. 44 ff.).

25 In der internationalen Kriminologie wird dies unter dem Begriff der »Responsibilisierung« gefasst: Es werde von Delinquenten kriminalpolitisch und praktisch zwar Eigenständigkeit eingefordert, aber dies bleibe auf Maximen der Reproduktion von Sicherheit bezogen (z.B. Crewe 2011; Phoenix/Kelly 2013).

- Crewe, B. (2011): Soft power in prison: Implications for staff-prisoner relationships, liberty and legitimacy. In: *European Journal of Criminology* 8(6), S. 455–468.
- Crummenerl, A. (1979): Wer im Knast sitzt, stiehlt nicht mehr. In: *Sozialmagazin* 4(3), S. 23–25.
- Davin, W. (1972): Ein uraltes, doch ewig aktuelles Thema: Die Bekämpfung der Jugendkriminalität und Jugendverwahrlosung. In: *Kriminalistik* 26(3), S. 138–140.
- Dicke, W./Halt, A. (1978): Presse und Polizei. Macht der Städtebau unsere Kinder kriminell? In: *Deutsche Polizei* 27(5), S. 7.
- Dollinger, B. (2011): »Punitivität« in der Diskussion. Konzeptionelle, theoretische und empirische Referenzen. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): *Gerechte Ausgrenzung? Wohlfahrtsproduktion und die neue Lust am Strafen*. Wiesbaden: VS, S. 25–73.
- Dollinger, B. (2014): Soziale Arbeit in der Politik. In: *Neue Praxis* 44(5), S. 439–454.
- Dollinger, B. (2015): Warum die Forderung nach beschleunigten Maßnahmen bei Delinquenz so plausibel wie ambivalent ist. In: *Zeitschrift für Jugendkriminalrecht und Jugendhilfe* 26(2), S. 192–198.
- Dollinger, B./Rudolph, M./Schmidt-Semisch, H./Urban, M. (2012): Ein goldenes Zeitalter der Integration? In: *Kriminologisches Journal* 44(4), S. 279–297.
- Dollinger, B./Rudolph, M./Schmidt-Semisch, H./Urban, M. (2014): Konturen einer Allgemeinen Theorie der Kriminalität als kulturelle Praxis (ATKAP). In: *Kriminologisches Journal* 46(2), S. 67–88.
- Dollinger, B./Rudolph, M./Schmidt-Semisch, H./Urban, M. (2015): Von Marionettentheatern und Teufelskreisen. Punitive Entwicklungen der Sozialen Arbeit und Polizei in den vergangenen vier Jahrzehnten. In: *Kommission Sozialpädagogik* (Hrsg.): *Praktiken der Ein- und Ausschließung in der Sozialen Arbeit*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 92–106.
- Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (2010): Den ausländischen Intensivtäter an der Wurzel packen? In: *kultuRRevolution* 29(59), S. 71–76.
- Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.) (2011): *Gerechte Ausgrenzung? Wohlfahrtsproduktion und die neue Lust am Strafen*. Wiesbaden: VS.
- Dollinger, B./Urban, M. (2012): Die Analyse von Interdiskursen als Form qualitativer Sozialforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum*, <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs1202258>, 13(2), (Abruf 27.08.2015).
- Durkheim, E. (1893/1999): *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Eisch-Angus, K. (2011): Securing Community. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): *Gerechte Ausgrenzung? Wiesbaden: VS*, S. 167–186.
- Ferrell, J./Hayward, K.J./Young, J. (2008): *Cultural criminology*. London: Sage.
- Frehsee, D. (2010): Korrumpierung der Jugendarbeit durch Kriminalprävention? In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): *Handbuch Jugendkriminalität*. Wiesbaden: VS, S. 351–364.
- Foucault, M. (1975/1998): *Überwachen und Strafen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Garland, D. (1993): *Punishment and modern society*. Chicago: Clarendon.
- Garland, D. (2001): *The culture of control*. Chicago: University of Chicago Press.
- Greer, C./Reiner, R. (2012): Mediated mayhem: media, crime, criminal justice. In: Maguire, M./Morgan, R./Reiner, R. (Hrsg.): *The Oxford handbook of criminology*. 5., überarbeitete Auflage, Oxford: Oxford University Press, S. 245–278.
- Hafemann, H. (1994): »Gewaltprävention« – eine Gratwanderung. Pädagogische und politische Probleme mit Anti-Gewalt-Maßnahmen. In: *Sozial Extra* 18(3), S. 9–12.
- Häußling, J. (1982): Wie kriminogen sind Jugendproteste? In: *Deutsche Polizei* 30(3), S. 30–32.
- Hefendehl, R. (2008): Jugendkriminalprävention – Von Beginn an aufs falsche Gleis gesetzt. In: DVJJ (Hrsg.): *Fördern Fordern Fallenlassen. Aktuelle Entwicklungen im Umgang mit Jugenddelinquenz*. Mönchengladbach: Forum, S. 235–247.
- Heinz, W. (2011): Neue Straflust der Strafjustiz – Realität oder Mythos? In: *Neue Kriminalpolitik* 23(1), S. 14–27.
- Hess, H./Scheerer, S. (2004): *Theorie der Kriminalität*. In: Oberwittler, D./Karstedt, S. (Hrsg.): *Soziologie der Kriminalität*. Wiesbaden: VS, S. 69–92.
- Hofinger, V. (2015): *Die Konstruktion des Rückfalltäters*. Weinheim: Beltz Juventa.

- Jasch, M. (2014): Neue Sanktionspraktiken im präventiven Sicherheitsrecht. In: *Kritische Justiz* 47(3), S. 237–248.
- Jones, T. (2012): Governing security: pluralization, privatization, and polarization in crime control and policing. In: Maguire, M./Morgan, R./Reiner, R. (Hrsg.): *The Oxford handbook of criminology*. 5., überarbeitete Auflage. Oxford: Oxford University Press, S. 743–768.
- Kessel, F. (2011): Von der Omnipräsenz der Kooperationsforderung in der Sozialen Arbeit. Eine Problematisierung. In: *Zeitschrift für Sozialpädagogik* 9(4), S. 405–415.
- Kilb, R./Weidner, J. (2001): Hintergründe verstehen - Taten verurteilen - Täter konfrontieren: Das Anti-Aggressivitätstraining. In: *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit* 52(5), S. 174–180.
- Kipp, A. (1997): Wer braucht eigentlich Hilfe? Paradigmenwechsel in der Straffälligenhilfe. In: *Sozialmagazin* 22(12), S. 46–51.
- Krafeld, F.J. (1993): Grenzen dürfen nicht zu eng gesteckt sein. In: *Sozial Extra* 17(2), S. 6–7.
- Krafeld, F.J. (1994): Kontroverse als Chance? Zum Streit um akzeptierende Jugendarbeit. In: *Sozial Extra* 18(3), S. 2–4.
- Krebs, W. (1996): Wir sitzen nicht in einem Boot. In: *Sozialmagazin* 21(10), S. 58–59.
- Kreuzer, A. (2012): Schriftliche Stellungnahme für die öffentliche Anhörung im Rechtsausschuss des Deutschen Bundestages am 23. Mai 2012 zum Entwurf eines Gesetzes zur Erweiterung der jugendgerichtlichen Handlungsmöglichkeiten, www.arthur-kreuzer.de/BT_RA_Anh_Warnsch_05_2012.pdf (Abruf 27.08.2015).
- Lampe, D./Rudolph, M. (2015; in Druck): Jugendkriminalität als Ergebnis politischer Konstruktionsprozesse – Eine Analyse der Jugendstrafrechtsreformen in den Jahren 1990 und 2012. In: Luedtke, J./Wiezorek, C. (Hrsg.): *Jugendpolitiken: Wie geht Gesellschaft mit ›ihrer‹ Jugend um?* Weinheim: Beltz Juventa.
- Lappi-Seppälä, T. (2014): Imprisonment and penal demands. In: Body-Gendrot, S./Hough, M./Kereszi, K./Lévy, R./Snacken, S. (Hrsg.): *The Routledge handbook of European criminology*. London: Routledge, S. 295–336.
- Leven, C. (1997): Crash-Kids. Zugleich ein Bericht über die Schwierigkeit der Zusammenarbeit im Jugendbereich. In: *Kriminalistik* 51(1), S. 52–55.
- Lilly, J.R./Cullen, F.T./Ball, R.A. (2011): *Criminological theory*. 5., überarbeitete Auflage. Thousand Oaks: Sage.
- Link, J. (2013): Diskurs, Interdiskurs, Kollektivsymbolik. In: *Zeitschrift für Diskursforschung* 1(1), S. 7–23.
- Loader, I. (2002): Policing, securitization and democratization in Europe. In: *Criminal Justice* 2(2), S. 125–153.
- Matthews, R. (2005): The myth of punitiveness. In: *Theoretical Criminology* 9(2), S. 175–201.
- Matza, D. (1973): *Abweichendes Verhalten*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- Mead, G.H. (1918/1987): *Psychologie der Strafjustiz*. In: ders.: *Gesammelte Aufsätze*. Band. 1. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 253–284.
- Melossi, D. (2000): Changing representations of the criminal. In: *British Journal of Criminology* 40(2), S. 296–320.
- Morath, R./Reck, W. (2002): Intensivtraining für Gewalttäter in Kooperation zwischen Kommune und Justiz. In: *Bewährungshilfe* 49(3), S. 313–327.
- N.N. (1983): Jugendprotest im demokratischen Staat. Zwischenbericht der Enquete-Kommission (Auszug). In: *Bereitschaftspolizei heute* 38(2), S. 61–65.
- o.A. (1979): Jugendpolizei – Für Kinder wird alles getan. In: *Sozialmagazin* 4(10), S. 60–61.
- Oberwittler, D./Höfer, S. (2005): Crime and Justice in Germany: An Analysis of Recent Trends and Research. In: *European Journal of Criminology* 2(4), S. 465–508.
- Ostendorf, H. (2012): Warnung vor dem neuen »Warnschussarrest«. In: *Zeitschrift für internationale Strafrechtsdogmatik* 7(12), S. 608–611, www.zis-online.com/dat/artikel/2012_12_720.pdf (Abruf: 27.08.2015)

- Palentien, C. (1993): Jugend und Gewalt: oder die Entstrukturierung von Kontexten. In: *Theorie und Praxis der sozialen Arbeit* 44(10), S. 388–394.
- Parr, R. (2008): Interdiskurstheorie/Interdiskursanalyse. In: Kammler, C./Parr, R./Schneider U.J. (Hrsg.): *Foucault-Handbuch*. Stuttgart: Metzler, S. 202–206.
- Phoenix, J./Kelly, L. (2013): ›You Have to do it for Yourself: Responsibilization in Youth Justice and Young People's Situated Knowledge of Youth Justice Practice. In: *British Journal of Criminology* 53(3), S. 419–437.
- Pratt, J./Brown, D./Brown, M./Hallsworth, S./Morrison, W. (Hrsg.) (2005): *The new punitiveness*. Cullompton: Willan.
- Rupp, M. (2009): Wege zur Bekämpfung der Jugendkriminalität in Deutschland. Bundesdelegiertentag 2009 soll über Positionspapier entscheiden. In: *Der Kriminalist* 9/2009, S. 13–16.
- Sack, F. (2013): Social structure and crime policy: The German case. In: *Punishment & Society* 15(4), S. 367–381.
- Sasse, G. (1999): Integrationsprobleme junger Aussiedler. Eine höchst aktuelle gesamtgesellschaftliche Aufgabe. In: *Kriminalistik* 53(4), S. 225–231.
- Sasson, T. (1995): *Crime Talk: How Citizens Construct a Social Problem*. New York: De Gruyter.
- Scherer, H. (1979): Schwinds soziale Sheriffs – deine Freunde und Helfer. In: *Päd.extra/Sozialarbeit* 3(8), S. 12–13.
- Schlepper, C. (2014): *Strafgesetzgebung in der Spätmoderne*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schneider, J. (1991): Gewalt in der Schule. Eine kriminologische Studie. In: *Kriminalistik* 45(1), S. 15–24.
- Simon, T. (1999): Eierlegende Wollmilchsau? Im Kreuzfeuer: akzeptierende Jugendarbeit - wie funktioniert Soziale Arbeit mit ›rechten‹ und ›gewaltbereiten‹ Jugendlichen? In: *Sozial Extra* 23 (10), S. 16–17.
- Solon, J. (1992): Die Behandlung jugend- und gruppentypischer Gewalt beim Polizeipräsidium München. In: *Der Kriminalist* 24(4), S. 177–181.
- Sozialarbeiter Initiative (1977): JUPO – Dein Freund und Helfer – ohne Uniform, In: *Päd. Extra/Sozialarbeit* 1(2), S. 13–15.
- Stehr, J. (1998): *Sagenhafter Alltag*. Frankfurt am Main: Campus.
- Stehr, J. (2016): Die alltägliche Rede über Kriminalität. In: Dollinger, B./Schmidt-Semisch, H. (Hrsg.): *Sicherer Alltag? Politiken und Mechanismen der Sicherheitskonstruktion im Alltag*. Wiesbaden: Springer VS, S. 81–96.
- Steinert, H. 2003: The indispensable metaphor of war: On populist politics and the contradictions of the state's monopoly of force. In: *Theoretical Criminology* 7(3), S. 265–291.
- Stümper, A. (1978): Zur Zusammenarbeit der Polizei und anderer Stellen bei der Bekämpfung der Jugendkriminalität. In: *Kriminalistik* 32(3), S. 104–106.
- Voigtel, R. (1990): Fighter, Sprayer, Tagger, Dancer. In: *Sozial Extra* 14(12), S. 17–18.
- Waever, O. (1996): European Security Identities. In: *Journal of Common Market Studies* 34(1), S. 103–132.
- Wacquant, L. (2009): *Bestrafen der Armen*. Opladen: Budrich.
- Walter, M. (2003): Probleme einer kriminalpolitischen Gewalttäter-Typisierung: das Beispiel jugendlicher »Intensivtäter«. In: Lamnek, S./Boatcă, M. (Hrsg.): *Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft*. Opladen: Leske und Budrich, S. 318–330.
- Watts, R./Bessant, J./Hil, R. (2008): *International criminology*. London: Routledge.
- Weidner, J. (1997): Das schwierige Geschäft: Grenzen ziehen. Warum es gut ist, böse Buben schlecht zu behandeln. In: *Sozialmagazin* 22(1), S. 33–37.
- Wendt, W.-R. (1997): Neue Entschiedenheit. Der Zwang als Mittel zum Zweck. In: *Sozialmagazin*, 22(1), S. 14–19.
- Werries, J./Dieltz, R. (2002): Diversionstag als Antwort auf steigende Jugendkriminalität. In: *Deutsche Polizei* 5/2002, S. 6–8.

- Wieben, H.-J. (1993): Wenn ein Jugendlicher straffällig wird... In: Bereitschaftspolizei heute. 22(6), S. 273–279.
- Wolters, J.-M. (1993): Sozialpädagogische Behandlung jugendlicher Gewalttäter. Das Modell des praxisorientierten Antiaggressivitätstrainings im Strafvollzug. In: Bewährungshilfe. 40(3), S. 317–327.
- Wüsten, L. (1999): Pädagogik statt Strafrecht. In: Deutsche Polizei 47(7), S. 31–33.
- Zedner, L. (2009): Security. London: Routledge.

Anschriften:

Prof. Dr. Bernd Dollinger
Universität Siegen; Fakultät 2
Adolf-Reichwein-Str. 2
D-57068 Siegen
bernd.dollinger@uni-siegen.de

Dipl. Päd. Matthias Rudolph
Universität Siegen; Fakultät 2
Adolf-Reichwein-Str. 2
D-57068 Siegen
matthias.rudolph@uni-siegen.de

Rixta Wundrak

Verschleierung und Vereinnahmung alltäglicher Geschichte/n

Eine wissenssoziologische Diskursethnographie (WDE)
narrativer Interviews in Rumänien und in Israel

Zusammenfassung: Gesellschaftliche Vorstellungen über (Minderheiten-)Gruppierungen und deren erlebte Erfahrungen sind alles andere als identisch. Öffentliche und zunehmend mediatisierte Diskurse sind jedoch äußerst wirkmächtig in Bezug darauf, wie Menschen erinnern und erzählen. Eine Methodologie, welche diese Verflochtenheit erfassen kann, wird anhand von Ausschnitten aus zwei Forschungskontexten demonstriert: zum einen Bukarest (Rumänien) und die dort lebende chinesische Community und zum anderen Jaffa (Israel) und die palästinensische Bevölkerung in der Stadt. Mit der wissenssoziologischen Diskursethnographie (WDE) zeige ich auf, wie Sinnsysteme und Wissensordnungen im jeweiligen Forschungsfeld jeweils unterschiedliche *Praktiken des Erzählens* generieren.

Schlagwörter: Wissenssoziologie, Ethnographie, Israel/Palästina, Rumänien, Minderheiten, Migration

Abstract: Social imaginations about minority groups and their experiences can significantly differ from each other. However, official and increasingly mediatized discourses affect the way people experience, recollect and narrate every-day life. How is this displayed in interviews and which methodology provides an adequate tool to analyze this interrelation? In this article, I will present two research contexts, in order to answer these questions: the first is Bucharest in Romania, with a focus on the Chinese community and the other is Jaffa in Israel, with a focus on the city's Palestinian community. Based on these two ethnographic case studies, I am going to demonstrate the Sociology of Knowledge Approach to Discourse Ethnography (SKADE).

Keywords: Sociology of Knowledge, Ethnography, Israel/Palestine, Romania, Minorities, Migration

1 Einleitung: Diskursethnographie und narrative Interviews

Die wissenssoziologische Diskursethnographie wird interessant, wenn in der Praxis ethnographischer Forschung die Diskurse, mit welchen die Forschenden im Feld konfrontiert sind, die Wahrnehmung beziehungsweise ethnographische Beobachtung irritieren, so etwa, wenn (neue) Redeweisen gerade im Entstehen oder Transformieren begriffen sind, wenn Diskurse bestimmte Interaktionen im Alltag erzwingen, wenn sie trotz einer vorgefundenen Sprachlosigkeit (über bestimmte Themen) in der Praxis nichtsdestoweniger wirksam sind oder wenn diese Diskurse eine/n Ethnographin/en im Feldzugang möglicherweise sogar völlig »in die Irre« führen. Es geht also um verschiedene Tendenzen, die etwas mit der Wirkmächtigkeit von Redeweisen und ihrem Vollzug in der Praxis zu tun haben. In einer hermeneutischen-wissenssoziologischen Analyse geht es ferner

auch um die Frage, wo die historischen und gesellschaftlichen Gründe für genau diese Wirkmacht in der Praxis, für genau diese Irritation bei der/dem Ethnograph/in liegen.

Das narrative Interview als ein institutionalisiertes, professionell gerahmtes Gespräch ist eine der Praktiken, in welchen sich Diskurse (ihre Genese, ihre Einflussgröße oder ihre Abwesenheit) aufzeigen lassen. Für jene, die nicht mit qualitativen Interviews arbeiten, mag diese Annahme zunächst eher ungewöhnlich sein, denn für Diskursanalysen werden in erster Linie Dokumente der ›Öffentlichkeit‹ zur Hand genommen, und zwar solche, die für ein größeres Publikum gedacht oder von gesellschaftlicher Reichweite sind und die – zeitdiagnostisch gesehen – zunehmend globalisierter und mediatisierter werden. Interviews spielen sich hingegen als Zwiegespräch, zum Beispiel im Wohnzimmer oder Büro ab, und repräsentieren eher ›subjektive‹ Sichtweisen, so die oft missverständliche Formulierung.¹

Aus der Perspektive einer Biographieforscherin jedoch, die mit autobiographischen Stegreiferzählungen arbeitet, ist dies nicht per se irritierend.

Für die Biographieforschung bildet die kommunikative Praktik der Alltagserzählung ein wesentliches methodologisches Referenzmuster (Alheit 1990, 2000). In den aus *dem Stegreif hervorgebrachten Erzählungen des Alltags* (Labov/Waletzky 1973; Schütze 1984) finden gedeutete Erfahrungen der alltäglichen Lebenswelt ihren Ausdruck. Diese Stegreiferzählungen beziehen sich also auch auf die Vergangenheit (historische und individuelle), sie beziehen Handlungsabläufe vergangener und aufgeschichteter Erfahrungen mit ein.² Für die Analyse biographischer, narrativer oder solcher qualitativer Interviews, die sich am Konzept dieser Alltagspraktik des Erzählens orientieren, ist eine solche (biographie)theoretische Voraussetzung wesentlich. Sie klärt nämlich, dass es (theoretisch gesprochen) keine Linie zwischen individueller und überindividueller Aussage, zwischen privater und öffentlicher Erzählung, zwischen *nur persönlichen* und *gesellschaftlich relevanten* Aussagen und auch nicht zwischen vergangenen (nicht mehr zugänglichen) und gegenwärtigen Handlungen als Inhalt dieser Aussagen per se gibt. Vielmehr werden all diese Aspekte im jeweils sich vollziehenden kommunikativen Setting erst konstruiert.

Wenn ich nun narrative Interviews analysiere, konzipiere ich das Erzählen (im Sinne eines »doing narration«) aufbauend auf diesen Überlegungen. Unter Erzählen – hier ins-

1 Vgl. zu diesem Missverständnis in der Biographieforschung Alheit (2007), der/den Bedeutung/en subjektiven Sinns für die interpretative Forschung Schneider (2013, S. 17 ff.), zum subjektiven Sinn Weber (2005, S. 6 ff.) und Schütz et al. (2004).

Aus einem zweiten Grund könnte diese Aussage zunächst irritieren, da ja Interviews in der Erhebung sprachzentriert, in der Auswertung textzentriert und in der Art des Handelns akteurzentriert sind. Eine praxeologische Sichtweise, wie sie sich mit der eingangs formulierten These andeutet, die auf das Vollzugsgeschehen in der Praxis blickt, bezieht hingegen »alle Partizipanden des Tuns« (Hirschauer 2004) wie Körper, Dinge und Artefakte ein. Nicht nur Gesprochenes menschlicher Akteure, sondern auch ein praktisches Vollzugsgeschehen bestehend aus sich wechselseitig bedingenden Aktionen wird zum Gegenstand der Untersuchung (Alkemeyer et al. 2025).

2 »Sie beziehen sich darauf« heißt nicht, sie stellen diese Erfahrungen eins zu eins dar, vielmehr ist damit gemeint, dass Erlebtes, Erinnerungtes und Erzähltes miteinander in Wechselwirkung stehen. Zur Methodologie der Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen siehe Rosenthal (1995).

besondere autobiographisches Erzählen – verstehe ich eine Praktik, solche Diskurse zu konstruieren (das heißt zu generieren, aufrechtzuerhalten und zu transformieren), die spezifisch (narrativ) strukturiert sind und die durch diese spezifische Struktur die Vergangenheit und Gegenwart, Individuum und Gesellschaft miteinander verknüpfen.³ Auch die Rahmung des Geschehens und die Performance sowie sämtliche Momente des Geschehens, die oft unter »nicht-diskursive Praktiken« subsumiert werden, beziehe ich mit ein, wie das in der Analyse von biographisch-narrativen Interviews zwar von einigen praktiziert aber nur selten *methodisch expliziert* wurde.⁴ Die Biographieforschung geht von der Annahme aus, dass Erzählen (die Alltagserzählung) eine Praktik der Moderne ist (Kohli 1984; Fischer 1978; Völter 2006). Ihre Methodik begründet sich darin, dass narrative Gespräche gerade deshalb so gut »funktionieren«. Sofern die Biographieforschung sich auch für Diskurse interessiert, wie sich das in den vergangenen Jahren vermehrt zeigt, fragt sie danach, wie das Erzählte und wie das Erlebte in gesellschaftliche Kontexte (in Diskurse und Dispositive) eingeordnet werden kann.⁵ Die Erzählpraktiken werden aber selten als *Diskurskonstrukteure* oder gar *Diskursproduzenten* selbst zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. In der anderen Teildisziplin, der Diskursforschung, »gelten« solche Erzählungen des Alltags oft gar nicht als Produzenten, sondern allenfalls als Träger gesellschaftlicher Diskurse an ihrer »Endstation«, wenn diese letztlich in der »Jedermann-Korrespondenz« (Keller et al. 2001, S. 130) angekommen sind. Die Diskursforschung bevorzugt die Öffentlichkeit als Forschungsarena.⁶ Alltagserzählungen, die mit Mündlichkeit und kleinen Gesprächsinteraktionen in Verbindung gebracht werden, wird weniger Bedeutung zugemessen.⁷

Hier setze ich mit der Diskursethnographie an. Mit dieser greife ich einen Vorschlag von Reiner Keller auf, der eine »Ethnographie der Diskurse« (2011, S. 260) beziehungsweise eine »Ethnographie des Verhältnisses von Situationen, Alltagswissen, Praxisfeldern und Diskursen« (ebd., S. 261) im Rahmen seines Forschungsprogrammes der Wissenssoziologischen Diskursanalyse als methodologisches Desiderat anspricht. »Dazu wäre der analytische und interpretative Fokus einer solchen Ethnographie«, wie er vorschlägt, »eben auf die Produktion eines Diskurses auszurichten« (ebd., S. 261).

3 Diese These findet Anschlüsse bei der Analyse von Narrationen und ihrer Bedeutung in der Diskursanalyse Viehöver (2011, 2012), der Verknüpfung von Biographie- und Diskursanalyse vgl. Pohn-Weidinger (2016, i. Dr.), Pfahl et al. (2015), Ransiek (2016) und den Überlegungen der Bedeutung des Akteurs- und Subjektbegriffs sowie des Subjektivierungsbegriffes (Foucault 1989) in der wissenssoziologischen Diskursforschung Keller et al. (2012) und ebenfalls ausführlich in Bosančić (2013).

4 Erörtert wird die Praxis im Interview beispielsweise in Dausien/Kelle (2007), Riemann (2009), Loch (2009), Wundrak (2015; 2015, i. Ersch.).

5 Vgl. Schäfer/Völter (2007), Spies/Tuider (2015, i. Dr.).

6 Auch wenn es um Narrationen geht, die als diskurskonstituierend angenommen werden Viehöver (2011), ist es für DiskursanalytikerInnen vorwiegend und bislang die »Arena der Öffentlichkeit«, in der eine narrative Diskursivierung – beispielsweise in den Medien – betrachtet wurde.

7 Durchaus aber wird in beiden Disziplinen, der Biographie- und der Diskursforschung, auch an reflexiven Erweiterungen ihres jeweiligen Gegenstandes und Horizontes der Analyse gearbeitet.

Ich möchte daran anknüpfen und die daraus für mich entstehenden Konsequenzen für die Forschungspraxis benennen: Erstens stellt der Alltag⁸ die Arena solcher Untersuchungen dar (Wundrak 2010, 2012),⁹ die (zunächst) von konkreten Situationen ausgehen und deren Schwerpunkt mikrosoziologische und fallrekonstruktive Analysen bilden.¹⁰ Sie werden dabei ethnographisch erschlossen, womit die Erweiterung der Diskursanalyse von eher text- und inhaltsbetonten Vorgehensweisen auf Kombinationen unterschiedlicher Forschungsinstrumente, Datenmaterialien und Perspektiven gemeint ist (Kalthoff 2003). Es bilden sich damit etwas andere Schwerpunkte des Erkenntnisinteresses. Es stellt sich die Frage, wie gesellschaftliche Diskurse, die in einem Feld wirken und das Wissen sowie die Vorstellungen vom Menschen bestimmen, sich in der Praxis situativ gestalten, wie sie im Interview geäußert und hier auch produziert werden (können). Mit dem ethnographisch fokussierten Alltag wird schließlich die Frage relevant, wie sich unterschiedliche Ausdrucksformen¹¹, die sich in dieser Arena abspielen, in einer konkreten Situation in ihrer Kombination ausgestalten (Wundrak 2012). Triangulation und Ethnographie verstehe ich konstruktivistisch; nicht nur soll der Konstruktionsprozess (in) einer Situation nachvollzogen werden, sondern der Gegenstand selbst wird erst durch die wissenschaftliche Betrachtung geschaffen bzw. die verschiedenen Methoden und Theorien schaffen verschiedene Gegenstände, deren dichte Gesamtbeschreibung am Ende einer solchen Analyse steht (Schindler 2014; Kalthoff 2010). Mit dem Fokus auf die autobiographische Erzählung werden die folgenden Fragen relevant: Welche Praktiken des Erzählens tauchen in konkreten Kontexten auf, wie werden sie situativ hervorgebracht und wie sind sie in feldspezifische Diskurse eingebettet?

Die beiden Forschungsfelder, anhand derer ich in diesem Beitrag die Praktiken des Erzählens *diskursethnographisch* betrachte, sind zum einen Rumänien und eine Fallstudie über die »Chinesische Community«, die sich in Bukarest nach 1989 gebildet hat und später mit einer kommerzialisierten Chinatown sehr präsent in der Stadt wurde. Zum anderen geht es um Israel und Palästina, wo ich vornehmlich in der Stadt Jaffa/Yafo geforscht habe, einer alten Hafenstadt, die heute einen Stadtteil von Tel Aviv-Yafo bildet und in der ich mich auf die palästinensischen BewohnerInnen und ihre Erzählungen fokussiere.

- 8 Der Alltagsbegriff wird hier im Sinne der Wissenssoziologischen Hermeneutik Söeffner (1989), als Face-to-Face Beziehungen und Interaktionen im Sinne Schütz (1971, S. 267) verwendet.
- 9 Der Begriff der Diskursarena bezieht sich auf Keller (2005).
- 10 Mikroanalysen meinen nicht die Mikrowelt, mit der oft die »kleinen Welten« etwa der Beziehungen oder Familien im Gegensatz zu gesamtgesellschaftlichen Phänomenen wie etwa Globalisierung etc. gemeint sind, also im Sinne eines »Gegenstandes«. Hier sind mikrosoziologische Analysen als bevorzugte methodologische Kategorie im Sinne Goffmans (1983) angesprochen. Vgl. u.a. Scheffer (2013).
- 11 D.h. Text, Bild, Sprachliches und andere Handlungsmuster des Erzählerischen und ebenso des Interviews.

Beide Forschungsprojekten, die von 2003 bis 2007¹² und von 2010 bis 2015¹³ durchgeführt wurden, befassen sich mit Zugehörigkeitskonstruktionen verschiedener in dieser Region lebender Gruppierungen, um Fremd- und Selbstzuschreibungen sowie um Konfigurationen von Minderheiten und deren Lebenswelten im Kontext von Machtungleichheiten und Transformations- oder Konfliktprozessen. In beiden Projekten ging es um die Frage, wie biographische Erzählungen mit den historischen und staatlichen Narrativen¹⁴ zusammenhängen. Hierbei wurden jedoch nicht nur Interviews geführt, sondern – einem ethnographischen Ansatz entsprechend – verschiedene Datenmaterialien, die unterschiedliche Genres und kulturelle Ausdrucksformen repräsentieren, herangezogen. In beiden Forschungsfeldern ist das Spannungsverhältnis des Lokalen und des Globalen sowie die Binarität von »dem Westen und dem Rest« (Hall et al. 2008) präsent und für die Analyse relevant geworden. In beiden wurden sehr unterschiedliche Erzählpraktiken identifiziert, die mit der jeweils sehr unterschiedlichen Form des globalen und medialen Framings (Wiedemann 2015) in Zusammenhang stehen und die auf die – im politischen Kontext vorherrschenden – Narrative bezogen sind.

Die Darstellung der Fälle ist jeweils in drei Unterkapitel untergliedert. Zunächst beschreibe ich die Ergebnisse der ethnographischen Zugänge zum Feld und welche Diskurse mir »zuerst« begegnet sind, um dann auf einzelne Ausschnitte einzugehen, die den Alltag oder auch die Interviews prägen. Im letzten, achten Kapitel werde ich die beiden Fälle kontrastieren und zeigen, wie (und dass) eine WDE auf die Analyse von Interviews und Erzählpraktiken in unterschiedlichen Kontexten und fallvergleichend angewandt werden kann.

2 Dethematisierte Migration und globalisiertes »modern Chineseness«

Die Immigration chinesischer HändlerInnen in Rumänien seit 1990 stellte eine in der breiten Öffentlichkeit beinahe völlig unbekanntes Migrationsgeschichte Europas dar. Sie begann mit der Einreise von Händlerinnen und Händlern, die im Zuge der politischen und ökonomischen Umbrüche – sowohl in der Volksrepublik China als auch in mehreren osteuropäischen Ländern – aus unterschiedlichen Provinzen Chinas nach Osteuropa kamen. Heute befindet sich in einem Bukarester Stadtteil an der nordöstlichen Stadt-

12 Das DFG-Projekt wurde von der Autorin an der Universität Potsdam, Institut für Sozialanthropologie, Lehrstuhl Prof. Dr. Wilfried Heller, durchgeführt.

13 Das trilaterale DFG-Projekt (RO 827/16) »Außenseiter und Etablierte zugleich: Palästinenser und Israelis in unterschiedlichen Figurationen« wurde gemeinsam mit KollegInnen der Georg-August-Universität Göttingen, Deutschland, der Ben-Gurion-University of the Negev, Beer Sheva, Israel und der Al-Quds University, Palästinensische Autonomiegebiete, durchgeführt.

14 Diskurse, die narrativ strukturiert sind, auf die Historie referieren und damit eine Geschichte einer Gemeinschaft oder Gesellschaft (mit)bestimmen, bezeichne ich hier als Narrative im Sinne der erzähltheoretischen Definition von Genette (2010) oder auch als Narrative 2. Ordnung, wie ich es in Wundrak (2012) erläutert habe.

grenze ein Handelszentrum und Marktareal von beträchtlichem Ausmaß, das zu Beginn meiner Forschung als Randzone der Stadtgesellschaft abgewertet war und zu Ende meiner Forschung in den Medien als »China Town von Bukarest« (Vintilescu 2006) beworben wurde.

Im Forschungsfeld Bukarest bildet, so mein zusammenfassendes Ergebnis¹⁵, dieser neue Migrationsprozess und das Leben dieser Bevölkerungsgruppe ein Tabuthema in der rumänischen Verwaltung und der Öffentlichkeit. Im Zuge des EU-Erweiterungsprozesses wurden MigrantInnen als anonyme Masse der internationalen ›Welle illegaler Migration‹ zugeordnet und später auf ›Kriminelle‹ oder ›Opfer‹ reduziert. Insofern fügt sich das in den gesamteuropäischen Migrationsdiskurs (Jung/Wengeler 1996; Kaya 2015/i. Vb.; Karakayali/Tsianos 2005). Vor diesem Hintergrund hatten die MigrantInnen in ihrer Vergangenheit gesellschaftliche und familiäre Brüche und Transformationen erlebt. Zugleich haben sie sich damit im Laufe ihres Lebens im Fadenkreuz schon sehr unterschiedlicher Zuschreibungen befunden. Während sie in der VRC in den 1960er und 1970er Jahren als Menschen sozialisiert sind, die das Land verraten würden, wenn sie es verließen, wurden sie später (1990er Jahre bis 2001) – mit der Transformation hin zu globaler Wirtschaft (Cho 2005) – als patriotische KapitalistInnen gefeiert, die nur weggangen, um nach absehbarer Zeit Kapital und Modernität ins Land zurück zu bringen (Wundrak 2010). Zugleich gehört die chinesische Migration zu den Top-Themen der internationalen Migrationsforschung. Als solches Top-Thema liefert es den wissenschaftlichen Spezialdiskursen der aus den USA kommenden Transnationalismus-Forschung und dem Boom der Globalisierungsforschung (Vertovec 1999) konkrete Beispiele.

Im Kontext einer diskursiven Dethematisierung und Einwanderung »im Geheimen« auf lokaler Ebene in den ersten Jahren der Transformation eröffneten sich den MigrantInnen auch ungewöhnliche Handlungsmöglichkeiten beziehungsweise *Handlungsmöglichkeiten*, nicht zuletzt aufgrund der zu dieser Zeit unklaren oder fehlenden Geldpolitik und Rechtssicherheit im Wirtschaftsbereich. Die Zeit bleibt unter den MigrantInnen als ›Goldgräberstimmung‹ in ihrem kollektiven Gedächtnis. In ethnographischer Arbeit erfuhr ich, dass ihre lokale Eingliederung nicht viel mit dem medialen Diskurs einer abgegrenzten Chinatown zu tun hat. Diese vermittelt ja, chinesische MigrantInnen seien gerne »unter sich«. Vielmehr war ihre Lebenswelt von einem hybriden Miteinander in den suburbanen Lokaltäten der Stadt gekennzeichnet. Während die meisten (der ersten) Eingewanderten in sehr geringem Maße als »anders« wahrgenommen wurden oder separiert lebten, sich in verschiedenen Wohnblocks der Außenbezirke Wohnungen mit rumänischen NachbarInnen gesucht haben und sich – wie es auch einem Bild der chinesischen Migration entspricht – eher »unsichtbar« verhalten haben (Pang 2002), sind ihre Zugehörigkeitsvorstellungen durch einen imaginären Bezug zur globalen pan-chinesischen Community geprägt, ihre Erfahrungen durch Globalität gekennzeichnet. Dies wurde durch einen politischen und ökonomischen Wandel zur selben Zeit (den genannten Transformationsjahren der VR China) in der chinesischen Gesellschaft unterstützt,

15 Eine Detailanalyse dieser Geschichte und des konkreten Analysevorgangs ist in Wundrak (2010) nachzulesen.

der eine tiefgreifende Veränderung des herrschenden Diskurses auf globaler Ebene mit sich zog. Aihwa Ong und Donald Nonini sprechen von einem kulturalistischen Bild der »modern Chineseness« (Ong/Donald 1997), welches nicht nur den globalen Diskurs (Knaut/Keller 2012) dominiert, sondern auch die Menschen selbst in ihrem Selbstverständnis prägt.

3 Migrantische Selbstpräsentationen in Bukarest

Wie zeigt sich dieses im Feld identifizierte Ensemble von Sinn- und Wissensordnungen nun in alltäglichen Erzählungen? Um dies zu verdeutlichen, gehe ich auf die Alltagsebene und die Charakteristika in den geführten ethnographischen und narrativen Interviews ein:

Noch bevor mir etwas über das chinesische Marktareal in Bukarest bekannt war, führte ich Interviews in staatlichen und nichtstaatlichen Institutionen, internationalen und nationalen Organisationen, Universitäten und Forschungsinstituten, um etwas über neue Einwanderungsbewegungen in Osteuropa zu erfahren. Interviews mit diesen »feldexternen« ExpertInnen (Froschauer/Lueger 2005) lieferten mir wenig Information und ließen zahlreiche Fragen offen. In den Interviews wurden internationale Migration nach Osteuropa im Allgemeinen und neue Zuwanderung in Rumänien als völlig irrelevante Themen eingeführt. Stattdessen dominierten andere virulente Themen, welche die Politik und Wissenschaft im Zuge der osteuropäischen Transformation und der EU-Osterweiterung beschäftigten, diese Gespräche. Sie könnten mit »Brain Drain Richtung Westen«, »Menschenhandel« und »internationale organisierte Kriminalität« verschlagwortet werden. In diese thematischen Felder, die durchgängig von Relevanzen der EU Politik (Georgi 2009) geprägt waren, reihten sich alle Aussagen ein oder ordneten sich diesen unter.

Die *Holzsprache*, eine dominante und funktionierende rhetorische Konvention, die sich insbesondere in Rumänien während der Diktatur herausgebildet hat, in welcher sie in Parteisitzungen, in der Amtssprache und anderen öffentlichen Bereichen praktizierte Rhetorik war, fand – so meine Analysen – in den ExpertInnengesprächen eine aktualisierte Anwendung. Sie ist eine sprachliche Technik, mit der überspitzt ausgedrückt viel geredet werden kann ohne »etwas zu sagen«. Die ehemaligen Begrifflichkeiten einer vermeintlichen sozialistischen Ideologie sind zwar 1989 weggefallen, aber die rumänische Holzsprache blieb weiterhin die amtliche Redeweise im politisch-institutionellen Diskurs (Thom 2005), die paradoxe Rhetorik des Verschweigens und der ablenkenden Verallgemeinerung (Wundrak 2013). Diese Sprachtypologie hat auch in der Migrations- und EU-Integrationspolitik ihre Kontinuität gefunden. Der Philosoph Andrei Plesu sprach von der Herausbildung einer »Rhetorik der Europäizität« als »neuer kontinentaler Holzsprache« (Plesu 1996, S. 313) in Rumänien. Im Bereich des Themas Migration wurde auf diese Weise eine »Unwissenheit produziert« und fand in der Holzsprache im institutionellen Kontext eine adäquate Diskurspraktik. In den Interviews herrschten derartige und andere Verschleierungspraktiken vor. Meine Tonbandaufnahmen musste ich dann mit

Vorzimmer- oder Pausenbemerkungen kontrastieren. So teilte mir eine Sekretärin nach einem Expertengespräch beispielsweise leise mit, dass sie doch davon gehört habe, dass einige Chinesen wohl in »kriminelle Geschichten« in den suburbanen Regionen verwickelt seien, aber sie wüsste nichts Genaues.

In den Gesprächen mit den MigrantInnen drückte sich die Nichtthematisierung zu einem großen Teil und vor allem zu Beginn der Forschung schlicht dadurch aus, dass Menschen nicht mit mir sprachen oder sich weigerten in das Tonband zu sprechen. Aus ethnographischer Perspektive sind dabei die zu beobachtenden Praktiken interessant, wie das Sprechen vermieden wird, wie es wiederum institutionell verhindert wird, unter welchen Bedingungen dennoch ein Sprechen möglich ist und wie die Mühsal und Unmöglichkeit des Sprechens sich konkret zeigen. Eine »Schweigsamkeit des Diskurses«, ausgedrückt durch »Praktiken des Schweigens«, ethnographisch zu beschreiben, ist nicht unbedingt einfach. Im Mainstream vieler Migrationsstudien ist daher eher zu bemerken, dass diese wissenschaftliche Pflicht, das Nichterfassbare zu beschreiben, oftmals durch eine »wissenschaftliche Holzsprache« umschifft wird, und somit ebenfalls nichts anderes als eine Reproduktion der Praktik diskursiver Dethematisierung ist. Die Konsequenz, die ich in diesem Forschungskontext daraus gezogen habe, war, mir Diskursformationen genauer anzusehen, die im Vollzug des Sprechens dethematisieren. Dies kann durch Performances (das Gespräch zu verhindern oder zu stören) oder aber durch sprachliche Techniken, wie jener der Holzsprache, geschehen.

Als nächstes möchte ich auf die Narration im biographischen Interview eingehen und die Frage, wie sich dort im Sprechen eine diskursive Dethematisierung herausarbeiten lässt. Mit anderen Worten, im Erzählen, so die Annahme, müssen sich Thematisierung und Dethematisierung treffen und auf bestimmte (narrative) Weise strukturieren. Diese Struktur gibt dann Hinweise beziehungsweise liefert Thesen zur diskursiven Beschaffenheit der Alltagswelt.

4 Die biographische Performance des globalen Kapitalismus

Nachdem ich nun in Bukarest von einem Verschleierungsdispositiv auf lokaler (rumänischer, politisch-institutioneller und städtischer) Ebene ausgehe und globalisierte Zugehörigkeitskonstruktionen chinesischer MigrantInnen beobachtete, bleibt die Frage, wie Menschen über ihre Erfahrungen sprechen. Ein Typus möglicher Subjektpositionen in diesem Feld ist jener des »*Chinese Global Players*«. Sie kann damit erklärt werden, dass MigrantInnen aktiv und performativ mit den ihnen im Einwanderungskontext zugeschriebenen Images umgehen und je nach den dortigen Gelegenheitsstrukturen einzusetzen lernen beziehungsweise einsetzen müssen (Ong 2005, 2013). Das Interview mit Herrn Wu Xie entspricht diesem Typus, weshalb ich auf die Geschichte und seine Selbstdarstellung beispielhaft eingehen möchte. 1954 in Shanghai geboren und nur mit dem Großvater aufgewachsen, sei er bereits früh mit Talenten ausgestattet gewesen, wie Herr Wu Xie über sich erzählt. In seiner Jugend sei er Meister-Schwimmer gewesen, aber während der Kulturrevolution sei es ihm verboten worden zu schwimmen. Auch habe er eine

Gesangsausbildung gemacht. Später habe er in Nachtclubs gesungen, wofür er ebenfalls mit Gefängnisstrafe büßen musste. Berufsverbote (Schwimmen und Singen) sowie der Abbruch des Englisch-Studiums wegen Schließung der Universität haben mit dem Eintritt der Kulturrevolution (ab 1966) zu tun – und mit politischen Umbrüchen, derer es im China dieser Zeit viele gab. Solche Wechsel auf politischer und gesellschaftlicher Ebene verflochten sich in seiner Lebensgeschichte mit familiären und persönlichen Umbrüchen. Finanzielle Auf- und Abstiege, Geldverlust, wiederholtes Wechseln des Berufsfeldes oder Geschäftsfeldes – und der Verlust einer Tochter aufgrund des Abtreibungszwanges von Mädchen prägen seine biographischen Erfahrungen.

Hier in Bukarest, wo er seit 1994 lebt, stellt sich Herr Wu Xie als Unternehmer vor, der im internationalen Business, in der Leichtindustrie-Produktion und Kleidungsindustrie tätig sei. Er habe durch seine Tätigkeit im internationalen Handel bereits viele Länder bereist. Im Interview präsentiert er sich als flexibler und autonomer, postmodern nomadischer und mobiler Mann, unabhängig von nationalen Zugehörigkeiten und zugleich im Strudel der Kapitalisierung der chinesischen Gesellschaft oder der Weltgesellschaft.

Für Herrn Wu Xie, wie für einige MigrantInnen, wird es zur Möglichkeit aber auch Notwendigkeit, sich in der Selbstdarstellung erfinderisch (oder auch dem postmodernen Ethos gemäß »kreativ«) (Reckwitz 2013) zu zeigen.¹⁶ Die Performance im Interview ist durch sehr viele ausgeschmückte Geschichten geprägt, die diesem Leben als Global Player entsprechen. Diese »Darstellungspolitik in eigener Sache« (Reichertz 2013) wird aber nicht nur erzählerisch, sondern durch kulturelle Praktiken, welche mit Flexibilität (Fairclough 2001) und Mobilität in Verbindung gebracht werden und moderne Werte sowie das Streben nach Erfolg auf internationaler Ebene versinnbildlichen, performativ gerahmt. Mit modernen Kommunikationsformen werden die globalen Verbindungen aktiv betont, die »Connections« zu HändlerInnen in Dakar oder Los Angeles oder auch zu den Verwandten in China. Im Spielen in den Casinos, als globalisierte/interkulturelle Orte, »wo sich der moderne Kapitalist erholt«, wird dieses Handlungsmuster gelebt. Für meine (chinesische) Übersetzerin muteten die Erzählungen unglaubwürdig an. Während des Interviews kommentierte sie Herrn Wus Erzählungen mit »glaub ihm kein Wort, er lügt wie gedruckt«. Zum einen zog ich daraus die (diskurs)ethnographische Konsequenz, das Gespräch und die Dreier-Interaktion selbst zum Gegenstand einer Analyse zu machen und hinsichtlich einer gemeinsamen Deutungskonstruktion zu betrachten. Zum anderen stellt Fiktion als Teil der Erzählpraxis in der Biographieforschung keinen »Störfaktor« dar. Die Gestalt einer Selbstthematization ist immer vom Dreiklang des Erlebten, Erinnerten und Erzählten geprägt, der situativ hervorgebracht wird. Handlungsmuster, die sich im Leben herausbilden, bestimmen die gegenwärtige Interaktion immer mit (Dausien/Kelle 2007), auch dann, wenn die Erzählung im Moment ihrer Hervorbringung stark fiktiv sein sollte. So genannte Lügen (als Inhalte der Erzählung, die historisch wi-

16 Hier müssen vor allem die Erzählkulturen und Diskurse der VR China in einer Analyse berücksichtigt werden, wie sich diese im Zuge der Sozialisation von Herrn Wu und im Zuge historische Veränderungen in der chinesischen Gesellschaft herausbilden. Diese – wie auch andere während es Forschungsprojektes analysierten Details und Aspekte – bleiben in diesem Artikel zugunsten einer Vogelperspektive auf die beiden Fallstudien unbesprochen.

dersprüchlich sind) sind ebenso Ausdruck der Möglichkeitsstrukturen des Feldes, in welchem Ge- und Verbote, Wahr- und Falschheiten etc. im Sinne Foucaults artikuliert werden. Lügen ist ein spezifisches Kommunikationsmuster und stellt höchstens in der historischen Recherche, aber niemals in der Wissenssoziologie ein wissenschaftliches Problem dar. Darüber hinaus sind »Positionen [...]« keineswegs festgefroren, »[...]« sie können verschoben, Gegenpositionen können entwickelt werden. Wie dies genau passiert und inwieweit erzählte Biographien davon beeinflusst sind, muss jeweils empirisch untersucht werden« (Pohn-Weidinger 2016, im Druck). Innerhalb der Biographieforschung wird in aktuellen Auseinandersetzungen betont, dass

»die Frage nach den Effekten eine genaue Rekonstruktion spezifischer biographischer Verläufe benötigt. Denn diskursive Interpretationsmuster werden im Moment der Aufnahme in hohem Maße auf die eigene Biographie angewandt und eng mit dieser verbunden, sodass die jeweiligen diskursiven Elemente verändert, transformiert und meist fragmentiert in den biographischen Selbstpräsentationen auftauchen.« (ebd., S. 15)

Welche Positionsverschiebung oder gar *Neuerfindungen* in der Selbstpräsentation beobachtet werden, und zwar im interaktiven Setting Erzählerin-Übersetzerin-Interviewerin, sind wiederum als Teil einer spezifischen Diskurslandschaft zu analysieren. So zeigt sich an diesem Beispiel, dass Herrn Wus Narrationen an den Imperativ eines kreativen, unternehmerischen Selbst (Bröckling 2007) anknüpfen. MigrantInnen wie Herr Wu finden also nicht nur ihre Eingliederungspfade in Gelegenheitsstrukturen (Rath 2000), wie das etwa anhand der »ethnic businesses« in der Migrationsforschung gezeigt wurde (ebd.). Sie bahnen sich auch Pfade der Erzählbarkeit im Kontext des jeweiligen diskursiven Möglichkeitsfeldes¹⁷. Die Diskursethnographie reduziert damit weder auf die Biographie als Ausdruck subjektiven Sinns, noch auf einen rein strukturellen Blick der Migrationsforschung. Vielmehr versucht sie, die kommunikativen Subjekt- und Zugehörigkeitspositionierungen (im Interview) als Prozess der Produktion, Reproduktion und Transformation von Diskursen zu begreifen.

5 Diskursive Vereinnahmung des Alltags in Israel

Jaffa, der Ort, der das hauptsächliche Forschungsfeld im zweiten Projekt darstellte, wurde nach dem UN-Teilungsplan von 1948 zu einer arabischen Enklave innerhalb des jüdischen Staates und nach dem arabisch-israelischen Krieg von 1949 zu einem Teil des israelischen Territoriums erklärt. Die Stadt wird deshalb zu den so genannten Mixed Cities (Monterescu/Rabinowitz 2007) innerhalb von Israel gezählt, im administrativen Sinne bildet sie jedoch nur einen Stadtteil von Tel-Aviv-Yafo. Die gegenwärtig in Jaffa lebenden PalästinenserInnen setzen sich zum Großteil aus Arbeitszuwanderung aus den ärmeren,

17 Ullrich spricht von diskursiven Gelegenheitsstrukturen. Ullrich (2013, S. 315).

umliegenden Gebieten und ArbeiterInnen aus Gaza und der Westbank zusammen und bilden mit etwa 25%-30% (muslimischen und christlichen Glaubens) eine Minderheit. Das Zusammenleben der unterschiedlichen Gruppierungen und damit einhergehenden unterschiedlichen Minderheiten-Mehrheiten-Figurationen (Elias 1993) bildeten ebenso wie im ersten Projekt den Schwerpunkt des Forschungsinteresses.

In diesem zweiten Fall ist – zusammengefasst formuliert – das Forschungsfeld mit Zugehörigkeitsdiskursen extrem »überfrachtet«. Ein lokales Handeln schien nahezu unmöglich, ohne dass es nicht in das global mächtige Thema »Nahostkonflikt« eingeordnet werden würde. Darüber hinaus sind die Omnipräsenz der Globalität sowie der Medienberichterstattung über die eigene Lebenswelt das Fallspezifische. Die Bevölkerung steht in ihrem (lokalen) Alltag unter Dauerbeobachtung und im Rampenlicht globaler Medienberichterstattung. Es besteht ein quantitativ stark ausgeprägtes globales Wissen über das Feld, mit dem eine Forscherin bereits konfrontiert wird, bevor sie noch den ersten Aufenthalt begonnen hat. Mit diesem Wissen ist natürlich keine »wahrliche Expertise«, sondern eher eine Vereinnahmung gemeint. Als Forschende in Israel und Palästina wird deutlich, dass die globale Informationsflut wenig über die soziale Wirklichkeit der Menschen aussagt. Vor diesem Hintergrund sind »wir«, das globale Auditorium, in einer gewissen Weise »müde« von den Nachrichten und täglichen wiederholenden Berichterstattungen über die Aussichtslosigkeit des globalisierten Konflikts. Zugleich ist als Forscherin nahezu unumgänglich, sich zu diesem zu positionieren.

6 Stadt-Narrative einer »mixed city« in Israel

Wie stellte sich das Feld bei meiner ersten ethnographischen Annäherung dar, die nicht so »unbedarft« war, wie im ersten Fall? Welchen Sinn- und Wissensordnungen bin ich »begegnet«? Jaffa hat vor dem Hintergrund eines globalen Bildes des Staates Israel ein bestimmtes Image, das von den BewohnerInnen, die hier leben, auch mitgetragen und mitgestaltet wird. Menschen mit ähnlicher Haltung haben die Stadt zum Lebensmittelpunkt gewählt: »Intellektuelle« und »Linke«, SozialarbeiterInnen und Zivildienstleistende aus den USA und Europa, die sich einem Friedensprojekt anschließen oder sich in Bildungsinitiativen oder Kunstaktionen engagieren. Diese Projekte werden von zahlreichen NGOs organisiert, die ebenfalls typischerweise Jaffa als ihren Hauptsitz wählen (Payes 2005). So hat die Stadt den Ruf, Menschen anzuziehen, eine Oase für jene zu sein, die der politischen und religiösen Verhärtungen überdrüssig sind. Dieses Image speist sich zu einem nicht geringen Teil aus einem Narrativ über die Stadt in der Zeit vor 1948. Dieses Narrativ zeichnet die Stadt als eine Handelsmetropole und ein kosmopolitisches Zentrum des Nahen Ostens aus, das von internationaler, kultureller und ökonomischer Bedeutung war.¹⁸ LeVine charakterisiert die damalige Stadt sogar als »non-colonial« und »cosmopolitan Levantine modernity« (LeVine 2007, S. 282). Die imaginäre Offenheit der Stadt mit ihrem »Flair« überlagert jedoch die Ethnosegregation zwischen der jüdischen und nicht-

18 So wird es oft als säkulares Pendant zum stärker religiös konnotierten Jerusalem gesetzt.

jüdischen Bevölkerung. Sie sei ein neoorientalisches Scheinbild, das Authentizität fingiert (Monterescu 2009).

7 Die Megaphon-Interviews

In den Interviews mit palästinensischen Israelis, die heute in Jaffa leben, wird auf das genannte Narrativ Bezug genommen. Zunächst spielen die Erzählungen männlicher, älterer palästinensischen Bewohner eine wichtige Rolle, denn die »Alteingesessenen« können die Geschichte Jaffas aus eigener Erfahrung oder der ihrer Familie »bezeugen« (Wundrak 2012). Sie handeln von Großeltern und Urgroßeltern, deren Erfahrungen sich mit der Historiographie Jaffas bis ins 19. Jahrhundert verweben. Dazu kommt, dass PalästinenserInnen, meist berechtigterweise, davon ausgehen, dass »Fremde« und besonders jene »aus dem Westen«, ihre Geschichte (vor dem Hintergrund überfrachteter Imaginationen) nicht sehr gut kennen. So wird sie vereinfacht und relativ ähnlich präsentiert. Den ersten bekannteren Geschichtenerzählern der Stadt, zu welchen ich zu Beginn meiner Forschung schnell Zugang hatte, war es – gemäß der Analyse ihres Präsentationsinteresses – ein Anliegen, als *Megaphon* ihrer Community zu fungieren und ihre gemeinsame Geschichte der »Außenwelt« näher zu bringen.

Neben einer ausgeprägten Bezugnahme auf das genannte kollektive Narrativ sind ihre Erzählungen durch Verweise auf international geteiltes Wissen strukturiert. Im Gespräch wird dabei die face-to-face Interaktion quasi übersprungen und international gerahmt, denn die Person geht entweder davon aus, dass das Gesprochene international Gehör finden wird oder sie tut dies, weil sie diese Erzählpraktik so gewohnt ist. Beides, sowohl die Bezugnahme auf ein kollektives Gedächtnis als auch die Bezugnahme auf eine globalisierte Deutung des Gesprächs, formierten die betreffenden Gespräche in einer sehr routinierten Art und Weise.

Interviewt werden ist zur Alltagskompetenz und kulturellen Praktik geworden.¹⁹ Wie auch im vorigen Fall wird auch hier das Interview-Geben zur »Darstellungspolitik in eigener Sache« (Reichertz 2013), und zwar auch in eigener Sache bezogen auf die Community oder politische Zugehörigkeit. In diesem globalisierten und politisierten Kontext werden Interviews sinnbildlich gesprochen als Megaphon zur Verbreitung politischer Reden genutzt. Wie sich dies mikrosoziologisch ausgestaltet, möchte ich durch ein Interview mit einem palästinensischen Bewohner der Stadt illustrieren:²⁰

Als Vertreter der jungen palästinensischen Generation begann Azmi Tamari das Interview, das ich mit der Frage nach seiner Lebensgeschichte initiierte, mit einer sehr langen, politischen Rede. Damit setzt sich die Interaktionsrahmung unseres Interviews als politische Aufklärungsarbeit fort, die auf einer Demonstration begann, wo wir uns ken-

19 So wurde mir in Jaffa, nachdem ich von meinen Interviews erzählte, überspitzt gesagt, jede/r BewohnerIn hätte bereits mindestens zweimal ein Interview gegeben.

20 Interview vom 08.03.2011. Dieser Ausschnitt aus dem Datenmaterial wurde zum Zwecke einer anderen Argumentation bereits in Wundrak (2012) als Grundlage genommen.

nenlernten und wo er mit einem Megaphon seine politischen Forderungen kundtat. In seinen Erzählungen stellte er Bezüge zu offiziellen, bekannten und gegenwärtigen sowie zu einem vermuteten (international) geteilten Wissen über Jaffa her. Biographische Elemente wurden eingebaut, wenn sie für seine politischen Aussageintentionen und symbolträchtig für ein in Jaffa verbreitetes Selbstbild, demzufolge man als Weltbürger für ein friedliches Miteinander in Israel eintritt, stehen. Im Sinne einer Aufklärungsarbeit geht es auch darum, anhand von (Beleg-)Erzählungen Verständnis für die Konflikte in der Stadt zu erlangen.

Nach einer längeren Argumentationsphase dieser Art und nach weiteren erzählgenerierenden Nachfragen ging Azmi Tamari stärker in lebensgeschichtliche Erzählungen über. Als es um seine Liebe zu einem christlichen Mädchen ging, das er, wie er bereits zuvor erzählt hatte, oft an dem Ort traf, wo wir das Interview führten, und das er verlassen musste, weil ihre Eltern die Beziehung verboten, stellte mir Azmi Tamari eine rhetorische Zwischenfrage: »Did you ever get to see the film Ajami [...]?« und fügte hinzu, »it's a very good movie and what passed there passed also on me.«²¹ Azmi Tamari knüpft damit seine biographische Selbstpräsentation an diese filmische Erzählung an, von welcher er ausgeht, dass ich sie kenne. Der Spielfilm, den er in unserem Gespräch erwähnt (Copti/Shani 2009), ist einem geteilten, internationalen Wissen entnommen, weil er durch den Oskar und die Goldene Palme preisgekrönt und bekannt wurde. In diesem Film werden reale und fiktionale Erzählungen verwoben, die mit BewohnerInnen der Stadt und LaiendarstellerInnen gedreht wurden und die daher die Lebenswelt Jaffas gut kennen. Obwohl dieser Film und auch der Interviewte auf die Kriminalisierung und das Drogenproblem hindeuten, sah Azmi Tamari darin eine konstruktive Möglichkeit, sich als Bürger der Stadt zu präsentieren. Er bediente sich des Films als »Identitätsaufhänger« (Goffman 1998) und machte seine eigene zu einer prototypischen Geschichte. Er konnte damit auf seine persönlichen Lebenserfahrungen und das Kollektivwissen des christlich-muslimischen Konflikts eingehen. Zugleich wird im Gespräch eine internationale (und mit mir als Interviewerin geteilte) Bedeutungsebene angesprochen und auf eine veröffentlichte Erzählung in einem globalen Kontext referiert.

Für eine Analyse von Interviews mittels der WDE hat dieser beschriebene Vorgang wesentliche Konsequenzen. Nicht nur wird im Interview auf die Alltagspraktiken des Biographisierens zurückgegriffen, wobei nun gefragt werden kann, welche Subjektpositionen Herr Tamari einnimmt. Es ist auch wesentlich einzubeziehen, dass die Praktik der autobiographischen Zeugnislegung politisch gewünscht und gefordert ist.²² Das Erzählen wird so auch zur staatsbürgerlichen Erinnerungspflicht, zur Pflicht des palästinensischen Widerstandskampfes oder einer »Nahostfriedens-Logik«.

Mit diesen Argumentationen soll *nicht* unterstellt werden, erlebte und erzählte Lebensgeschichten hätten lediglich den Charakter, Futter einer politischen Legitimation

21 Auszug aus dem Interview mit Azmi. Geführt am 4.3.2011 in Jaffa von der Autorin.

22 Biographien haben insbesondere in diesem Kontext nach wie vor Konjunktur. Geschriebene, gesprochene und aufgezeichnete Lebensgeschichten werden museal archiviert, filmisch oder literarisch verarbeitet oder für rechtliche Verfahren in Datenbanken aufbereitet.

und Herrschaft zu sein – genauso wenig wie hier behauptet wird, dass Biographien zum Zwecke einer Assimilation an ein hegemoniales Narrativ lediglich erfunden werden würden. Vielmehr haben Narrationen (als gesellschaftliche Praktiken) sowohl eine strukturierte Beschaffenheit als auch eine strukturierende Gestaltungskraft (Viehöver 2011). In der Praktik des Erzählens werden diese Subjektpositionen erst produziert oder, wie oben ausgedrückt, Pfade der Subjektivierung angelegt. Das alltägliche Bedürfnis der Menschen nach Selbstthematisierung (oder die Praktik des Autobiographisierens) verbindet sich mit der politisch-institutionellen Bereitstellung von Räumen/Institutionen der Selbstthematisierung. Zum einen fungiert das Interview dabei als »Biographiegenerator«, wie es Alois Hahn benannt hat (Hahn/Kapp 1987, S. 12), welches dazu »aufruft«, sich seiner eigenen Vergangenheit und dem Selbst zu widmen, sich dabei Zugehörigkeitsfragen immer wieder neu zu stellen, sich politisch zu positionieren und Zeugnis abzulegen für eine diese Zugehörigkeiten konstituierende Vergangenheit. Zum anderen generiert es Erzählungen, die dem gegenwärtigen Positionierungsdruck etwas entgegenhalten, die sich aus persönlichen, mit unterschiedlichen Gruppierungen geteilten Erfahrungen speisen – Erfahrungen, die sich gerade nicht in den Binarität israelisch-jüdisch versus palästinensisch-arabisch fügen. Ob die Ausgestaltungen der Erzählungen in die eine oder in die andere Richtung gehen, die/der Einzelne muss sich unter globaler Beobachtung dem dauerhaften Krisenzustand alltäglich stellen. Der Alltag des Nahostkonflikts forciert also Praktiken, verfestigte Zugehörigkeitspolitiken und Subjektpositionierungen zu reproduzieren, anstatt wie im vorigen Falle eher fluide Positionierungen zu produzieren.

8 Fazit – WDE als methodologisches Programm

Ein ethnographisch-praxeologischer Ansatz in der Diskursanalyse einerseits und in der Interviewanalyse andererseits kann den methodologischen Blick in beiden Analyseverfahren erweitern. Der Fokus liegt dann nicht auf dem Interview als akteurszentrierte, textbasierte, »subjektive« Ausdrucksform und nicht nur oder nicht in erster Linie auf dessen Funktion als Träger von Subjektivierungstechniken und biographischen Konstruktionen. Vielmehr kann die Konstruktion von Sinnsystemen und Wissensordnungen in ihrem praktischen Vollzug beim Erzählen im Alltag (auf Basis von erzählgenerierenden Gesprächstechniken ebenso wie anhand von Beobachtungsprotokollen) rekonstruiert werden. Die alltägliche Lebenswelt wird damit zur Diskursarena erhoben. Das Finden von Pfaden des Erzählbaren in einem Feld wird in ihrem Vollzug geschehen sichtbar. Mit einem solchen Ansatz interessiert, wo und wie Wissensordnungen in ihrer lokalen, situierten Praxis konstruiert werden und wie sie sich in einem Feld beziehungsweise in einem weiteren gesellschaftlichen Kontext ausgestalten. Weil die Diskursethnographie auf Situationen und symbolische Interaktion blickt, können mit dieser Methodologie auch verschiedene kulturelle Ausdrucksmittel, die im Alltag Anwendung finden, in der Analyse in Zusammenhang betrachtet werden, etwa Spielfilme, Museumstexte, Kunst, Architektur oder Interviews (Wundrak 2012). Sie würden vielleicht in einer Dis-

kursanalyse nicht ohne weiteres verknüpft werden, spielen sie sich doch auf ganz unterschiedlichen Diskursebenen (Wissenschaft, Medien, Kunst, Politik etc.) beziehungsweise in unterschiedlichen Arenen ab.

Die ausschnitthafte Gegenüberstellung der Ergebnisse beider Forschungsprojekte sollte zeigen, wie eine WDE den Prozess der Wirklichkeitskonstruktion im Rahmen ethnographischer Analysen nachvollziehen kann. In beiden Projekten wurden die hinter den Wissensordnungen des Feldes stehenden Erfahrungen verstrickter Zugehörigkeiten und sich wandelnder Regime fokussiert und die Ausgestaltung der Erzählungen jener Menschen, die damit umgehen müssen, in den Blick genommen.

Eine Typisierung hinsichtlich der Frage, in welcher Weise Diskurse im Feld wirkmächtig sind, kann im Fallvergleich schon im (ersten) Feldzugang bereits deutlich werden. Während mir diese Erstkontakte in Bukarest erst nach mühsamer Suche in Netzwerken und Kontakten auf den chinesischen Märkten über Mundpropaganda im Laufe der Zeit über mehrere »Ecken« vermittelt wurden, begegneten sie mir in Jaffa schon in Büchern und Zeitungsartikeln, bevor ich noch die erste Reise angetreten war. Sie kamen mir sozusagen schon in geschriebenen Texten mitsamt ihren Kontaktdaten entgegen.

In Bukarest wurde die Einwanderung der chinesischen MigrantInnen, die nach 1989 begann, verschleiert und aktiv vertuscht. Die transnationalen MigrantInnen aus der VR China waren mit Desubjektivierungs- und Illegalisierungsprozessen konfrontiert, zugleich eröffneten sich ihnen Handlungsmöglichkeiten und boten sich neue Pfade der Erzählbarkeit. Die Möglichkeitsstrukturen des Verschweigens produzieren Neuerfindungen und fluide Subjektpositionierungen. In Jaffa hingegen war es aus zweierlei Gründen angebracht, sich den Alltag als Diskursarena anzusehen. Erstens bestimmen hier symbolische Ordnungen, politische und ökonomische Regime die »kleine Interaktion« in ausgeprägter Form. Zweitens verlangen diese im Alltagsgeschehen, Wissensordnungen auch zu tragen, auszugestalten, sich dazu zu positionieren, jedoch auf eine andere, konträre Weise als im vorigen Fall einer Dethematisierung. Hier ist die Bevölkerung mit einem medial und politisch überformten Alltag konfrontiert, der unter ständiger Beobachtung einer globalen Öffentlichkeit steht. So ist in diesem Projekt zu rekonstruieren gewesen, wie die palästinensischen BewohnerInnen mit der Medienberichterstattung *über sie* im Alltag umzugehen gelernt haben. Im einen Projekt zeigte sich eine diskursive Dethematisierung, im anderen eine diskursive Vereinnahmung der alltäglichen Lebenswelt der betreffenden Menschen.

Der Fokus, den ich für diesen Artikel gewählt habe, um den Ansatz der WDE zu argumentieren, sind lebensgeschichtliche Interviews. Die WDE als Forschungsansatz auf Interviews angewandt, fragt danach, wie Bedeutungszuschreibungen und Sinn-Ordnungen des Feldes in der Interviewsituation (verbal und nonverbal) artikuliert sowie stabilisiert oder erst generiert werden und welche Erzählpraktiken und Selbstthematisierungen sich im Kontext der Diskurse (über sie) herausbilden. Wie also über Menschen gesprochen wird, wie ihre Geschichten/Biographien moduliert werden und nicht zuletzt, wie Menschen im Alltag über ihre Erfahrungen sprechen und sich als Subjekte positionieren, diesen Fragen nachzugehen heißt in weiterer Folge auch, die feldspezifischen Subjektivierungs- und Desubjektivierungspraktiken zu identifizieren.

So unterschiedlich die Forschungsfelder sein mögen, so ähnlich war ihre Ausgestaltung durch globalisierte, mediatisierte und verknappte Wissensordnungen in diesen Gesprächen. Das Setting zwischen Interviewten und Forschenden war in beiden Fällen durch einen transnationalen, medialen und öffentlichen Charakter gekennzeichnet.

Die Selbstpräsentationen waren im einen Fall durch eine globalisierte Form kapitalistischer Diskurse, im anderen durch ebenso globalisierten Legitimationsdruck und Öffentlichkeitsarbeit für die politische Sache mit einem starken Bezug zu medialen Diskursen geprägt. Biographisch-narrative Interviews können mit einer diskursethnographischen Frage typisiert werden. Dies habe ich anhand der *Holzsprache* im Interview oder dem Typus der Inszenierung als Global Player des ersten Forschungsprojektes gezeigt. Aus dem zweiten Forschungsprojekt habe ich den Typus des *Megaphons* als Beispiel für das öffentliche und internationale, politisierte Gespräch herausgegriffen, bei dem das Interview als Generator des palästinensischen Narrativs fungiert.

Es geht in diesem dargestellten Vergleich weniger um inhaltliche Gemeinsamkeiten oder Unterschiede, handelt es sich ja um thematisch unterschiedliche Projekte, Regionen und Kontexte. Mein Argument zielt vielmehr darauf, dass gerade mithilfe des diskursethnographischen Ansatzes Typenbildungen in Bezug auf die Wirkmacht von Diskursen in der Praxis selbst oder gerade bei sehr unterschiedlichen Feldern erfolgen kann. Beide Einzelfallanalysen werden mit der Frage typisiert, *wie* genau Diskurse im Alltag »funktionalisieren«, wie sie in vorhandene Interpretationsschemata eingebettet sind und welche Verhältnisse des Diskurses zu seiner Praxis beobachtet werden können. Damit will ich sagen, dass die Art und Weise, wie sich Annäherungen an das Feld und Erfahrungen im Feld gestalten, nicht nur aussagekräftig hinsichtlich der Möglichkeitsstrukturen im jeweiligen Forschungsfeld sind, also in der Rekonstruktion des Einzelfalls darauf geschlossen werden kann, wie diskursive Praktiken das Feld strukturieren. Aussagekräftig werden Diskursethnographien besonders dann, wenn im Fallvergleich die jeweilige Diskurspraxis deutlicher umrissen, ihre Typiken klarer gezeichnet werden können (Kelle 2010). Dies passiert entsprechend eines Interpretativen Ansatzes in der Kontrastierung und Typenbildung hinsichtlich einer diskursethnographischen Ausgangsfrage.²³

Im methodologischen Konzept ist die WDE anderen Verzweigungen der Diskursforschung durchaus ähnlich, wie etwa der Dispositivforschung (Bühmann/Schneider 2008) und der kritischen Diskursanalyse (Jäger 2012), die auf theoretischer Ebene meines Erachtens wesentlich mehr Überschneidungen als Unterscheidungen aufweisen und alle auf ähnliche Problemstellungen treffen, sobald ihre Fragen empirisch untersucht werden sollen. Mit der vorgestellten diskursethnographischen Fallkontrastierung wird eine dieser Problemstellungen angesprochen. Die Ethnographie als Forschungshaltung richtet dabei den analytischen und interpretativen Fokus auf die Rekonstruktion von Prozessen in Situationen, in welchen Diskurse hergestellt werden. Die Arena des Alltags und Mikrosoziologie als Analyseebene, die Situations- und Fallfokussierung, eine triangulierende Vorgehensweise, der methodologische Konstruktivismus (Schindler 2014) und autoeth-

23 Hier beziehe ich mich auf die Erläuterungen zur Annäherung an das Feld von Spradley (1979) und Wolff (2000).

nographische Prinzipien (Reed-Danahay 1997; Ellis 2004) könnten die Hauptpfeiler für eine Programmatik der Diskursethnographie bilden.

Eine wissenssoziologische Diskursethnographie (WDE) unternimmt also – zusammengefasst – den Versuch, analytisch-methodisch die Dichotomie zwischen Praxis und Diskurs zu beleuchten, um schließlich ihre Grenzen sichtbar und ihre Verwobenheit deutlich zu machen. Einer wissenssoziologischen Diskursethnographie geht es um die Frage, in welcher Weise und in welcher Ausprägung sich Diskurse in der Praxis ausgestalten; es geht um das Ausloten der Grenzen ihrer Wirkmacht. Ein Vorschlag, der bereits im Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (Keller 2011) angedacht wurde und der ergänzend zu den oben genannten Varianten, keinesfalls jedoch ausschließend, verstanden werden soll.

Eine Ausformulierung des Forschungsprogrammes der WDE steht dabei noch aus. In diesem Beitrag sollte zunächst eine fallübergreifende, methodologische Betrachtung einerseits sowie das Genre der Erzählung andererseits fokussiert werden.²⁴

Erzählungen stellen als Alltagspraktik ein bestimmtes Feld dar, in dem rekonstruiert werden kann, wie Diskurse im praktischen Vollzug generiert werden und wirkmächtig sind. Alltägliche Kommunikation beziehungsweise alltägliche Praktiken, die in unterschiedlichen Erhebungs- und Datenformen gesammelt und kombiniert werden sollten, könnten an diesen Vorschlag anknüpfen. So wären etwa Theaterperformances, Sprachaufnahmen/Transkriptionen von natürlichen Kommunikationssettings, Kommunikation in den Sozialen Medien, Literatur und Film und ihre Triangulation weitere für die WDE mögliche Datenkorpora. Mikrosoziologische Analysen sind das bevorzugte Mittel, die Feinstrukturen dieser Kombinationen von Wirklichkeitskonstruktionen nachzuvollziehen. Im Vollzug dieser Alltagspraktiken, im Kommunizieren, werden Diskurse durch imaginäre oder körperlich beteiligte Akteure generiert, aufrechterhalten oder transformiert. Ziel der Wissenssoziologischen Diskursethnographie sind ethnographische, dichte Beschreibungen von »Diskurs-in-der-Praxis« Phänomenen.

Literatur

- Alheit, P. (1990): *Alltag und Biographie. Studien zur gesellschaftlichen Konstitution biographischer Perspektiven*. Bremen.
- Alheit, P. (2007): *Geschichten und Strukturen. Methodologische Überlegungen zur Narrativität*. In: *Zeitschrift für qualitative Forschung (ZQF)* 8 (1), S. 75–96.
- Alheit, P./Dausien, B. (2000): *Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit*. In: Hoernig, E. (Hrsg.): *Biographische Sozialisation*. Stuttgart: Lucius und Lucius, S. 257–285.
- Alkemeyer, T./Buschmann, N./Michaeler, M. (2015): *Kritik der Praxis*. In: Alkemeyer, T./Schürmann, V./Volbers, J. (Hrsg.): *Praxis denken. Konzepte und Kritik*. Wiesbaden: VS, S. 25–50.

24 Eine Detailanalyse und ihre schrittweise Abfolge, die in diesem Artikel nicht geleistet werden konnte und sollte, habe ich an anderer Stelle für die erste Studie in Form einer doppelperspektivischen Herangehensweise Wundrak (2010) und für die zweite Studie in Form einer kulturvergleichenden Triangulation Wundrak (2012) exemplifiziert.

- Bosancic, S. (2013): Subjektivierungsweisen als diskursive und kommunikative Identitätskonstruktionen. In: Keller, R./Reichert, J./Knoblauch, H. (Hrsg.): Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz. Wiesbaden: VS, S. 183–204.
- Brockling, U. (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bürrmann, A.D./Schneider, W. (2008): Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse. Bielefeld: transcript.
- Cho, Hyekyung (2005): Chinas langer Marsch in den Kapitalismus. FU, Diss. u.d.T.: Cho, Hyekyung: Die Rolle des Staates in der marktwirtschaftlichen Transformation und der Weltmarktintegration der Volksrepublik China--Berlin, 2005. 1. Aufl. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Copti, S./Shani, Y. (2009): Ajami – Stadt der Götter. Sandar Copti und Yaron Shani (Regie). DVD. Deutschland/Israel.
- Dausien, B./Kelle, H. (2007): Biographie und kulturelle Praxis. Methodologische Überlegungen zur Verknüpfung von Ethnographie und Biographieforschung. In: Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenenthal, G. (Hrsg.): Biographieforschung im Diskurs. Wiesbaden: VS, S. 189–212.
- Elias, N. (1993): Etablierte und Außenseiter. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ellis, C. (2004): The ethnographic I: A methodological novel about autoethnography. Walnut Creek: Alta Mira.
- Fairclough, N. (2001): Globaler Kapitalismus und kritisches Diskursbewußtsein. In: Keller, R./Hirseland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS, S. 335–351.
- Fischer, W. (1978): Struktur und Funktion erzählter Lebensgeschichten. In: Kohli, M./Fischer, W. (Hrsg.): Soziologie des Lebenslaufs. Darmstadt und Neuwied: Luchterhand, S. 311–336.
- Foucault, M. (1989): Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Froschauer, U./Lueger, M. (2005): ExpertInnengespräche in der interpretativen Organisationsforschung. In: Bogner, A./Littig, B./Menz, W. (Hrsg.): Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung. Wiesbaden: VS, S. 223–240.
- Genette, G. (2010): Die Erzählung. Paderborn: Fink.
- Georgi, F. (2009): Kritik des Migrationsmanagements. Historische Einordnung eines politischen Projekts. In: *juridikum. Zeitschrift für Politik, Recht, Gesellschaft* (2), S. 81–84.
- Goffman, E. (1983): The interaction order. In: *American Sociological Review* 48 (1), S. 1–17.
- Goffman, E. (1998): Interaktionsrituale. In: Belliger, A./Krieger, D. (Hrsg.): Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch, S. 323–338.
- Hahn, A./Kapp, V. (1987): Selbstthematisierung und Selbstzeugnis. Bekenntnis und Geständnis. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hall, S./Räthzel, N./Mehlem, U. (2008): Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften. Hamburg: Argument.
- Hirschauer, S. (2004): Praktiken und ihre Körper. Über materielle Partizipanden des Tuns. In: Hörning, K.H. (Hrsg.): *Doing culture. Neue Positionen zum Verhältnis von Kultur und sozialer Praxis*. Bielefeld: transcript, S. 73–91.
- Jäger, S. (2012): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast.
- Jung, M./Wengeler, M. (1996): Migration und öffentlicher Diskurs. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Kalthoff, H. (2003): Beobachtende Differenz. Instrumente der ethnografisch-soziologischen Forschung. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32 (1), S. 70–90.
- Kalthoff, H. (2010): Beobachtung und Komplexität. Überlegungen zum Problem der Triangulation. In: *Sozialer Sinn* 11 (2), S. 353–365.
- Karakayali, S./Tsianos, V. (2005): Die Figuren der Migration. In: *Projekt Migration*. Köln: DuMont, S. 416–423.

- Kaya, A. (2015/in Vorbereitung): Inclusion and Exclusion of Immigrants and the Politics of Labeling: Thinking beyond »guest workers«, »ethnic German resettlers«, »refugees of the European crisis«, »poverty migration«. In: Wilhelm, C. (Hrsg.): Migration, Memory and Diversity in Germany. New York: Berghahn.
- Kelle, U. (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2005): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. Wiesbaden: VS.
- Keller, R. (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Hirsland, A./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.) (2001): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden. Wiesbaden: VS.
- Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (2012): Theorie und Empirie der Subjektivierung in der Diskursforschung. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Macht – Subjekt : Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 7–20.
- Knaut, A./Keller, R. (2012): Die Entstehung transnationaler Diskursräume durch die Europäische Bürgerinitiative. In: Forschungsjournal Soziale Bewegungen 25 (4), S. 37–47.
- Kohli, M. (1984) (Hrsg.): Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven. Stuttgart: Metzler.
- Labov, W./Waletzky, J. (1973): Erzählanalyse: Mündliche Versionen persönlicher Erfahrung. In: Ihwe, J. (Hrsg.): Literaturwissenschaft und Linguistik. Frankfurt am Main: Fischer.
- LeVine, M. (2007): Nationalism, Religion and Urban Politics in Israel: Struggles Over Modernity and Identity in 'Global' Jaffa. In: Monterescu, D./Rabinowitz, D. (Hrsg.): Mixed towns, trapped communities. Historical narratives, spatial dynamics, gender relations and cultural encounters in Palestinian-Israeli towns. Aldershot: Ashgate, S. 181–301.
- Loch, U. (2009): Die Bedeutung ethnographischer Beobachtung für die Biographieforschung. In: Heinzl, F./Thole, W./Cloos, P./Königter, S. (Hrsg.): »Auf unsicherem Terrain«. Ethnographische Forschung im Kontext des Bildungs- und Sozialwesens. Wiesbaden: VS, S. 193–204.
- Monterescu, D./Rabinowitz, D. (Hrsg.) (2007): Mixed towns, trapped communities. Historical narratives, spatial dynamics, gender relations and cultural encounters in Palestinian-Israeli towns. Aldershot: Ashgate.
- Monterescu, D. (2009): To Buy or Not to Be: Trespassing the Gated Community. In: Public Culture 21 (2), S. 403–430.
- Ong, A. (2005): Flexible Staatsbürgerschaften. Die kulturelle Logik von Transnationalität. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Ong, A. (2013): Cultural citizenship as subject-making. Immigrants negotiate racial and cultural boundaries in the United States. In: Lazar, S. (Hrsg.): The anthropology of citizenship. Malden: Wiley-Blackwell, S. 79–92.
- Ong, A./Nonini, D. (1997): Underground empires. Culture, capitalism and identity. London: Routledge.
- Pang, C.L. (2002): From »Invisible« to Unwanted Immigrants? The Chinese Communities in Belgium. In: Korte, H. (Hrsg.): Globalization and diasporas. Berlin: Parabolis, S. 197–217.
- Payes, S. (2005): Palestinian NGOs in Israel. The politics of civil society. London und New York: Tauris Academic Studies.
- Pfahl, L./Schürmann, L./Traue, B. (2015): Das Fleisch der Diskurse. Zur Verbindung von Biographie- und Diskursforschung in der wissenssoziologischen Subjektivierungsanalyse. In: Fegter, S./Kessl, F./Langner, A./Ott, M./Rothe, D./Wrana, D. (Hrsg.): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 89–106.
- Plesu, A. (1996): Retorica europenității – un nou limbaj de lemn continental. In: Marino, A. (Hrsg.): Revenirea în Europa : Idei și controverse românești 1990-1995. Craiova: Aius, S. 312–313.

- Pohn-Weidinger, M. (2016/im Druck): Zur Interaktion von Biographie und Diskursen. Ein methodologischer Beitrag zu einer notwendigen Verknüpfung. In: Spies, T./Tuider, E. (Hrsg.): *Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen von Biographie- und Diskursforschung*. Wiesbaden: VS.
- Ransiek, A.C. (2016): Zum Verhältnis von Interaktion, Narration und Diskurs – Implikationen für eine Verbindung von Diskursanalyse und biographischen Fallrekonstruktionen. In: Bosancic, S./Keller, R. (Hrsg.): *Perspektiven wissenssoziologischer Diskursforschung*. Wiesbaden: VS.
- Rath, J. (2000): *Immigrant businesses. The economic, political, and social environment*. Hampshire und New York: St. Martin's Press.
- Reckwitz, A. (2013): *Die Erfindung der Kreativität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Reed-Danahay, D. (1997): *Auto/ethnography. Rewriting the self and the social*. Oxford und New York: Berg.
- Reichertz, Jo (2013): Schaffen Interviews Potjomkinsche Dörfer? Blogbeitrag. Online verfügbar unter <http://soziologie.de/blog/?p=937>.
- Riemann, G. (2009): The Significance of Procedures of Ethnography and Narrative Analysis for the (Self-)Reflection of Professional Work. In: Bohnsack, R./Pfaff, N./Weller, W. (Hrsg.): *Qualitative Analysis and Documentary Method in International Educational Research*. Leverkusen: Budrich, S. 75–95.
- Rosenthal, G.(1995): *Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen*. Frankfurt am Main: Campus.
- Schäfer, T./Völter, B. (2007): Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung. In: Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.): *Biographieforschung im Diskurs*. Wiesbaden: VS, S. 161–188.
- Scheffer, T. (2013): Die trans-sequentielle Analyse – und ihre formativen Objekte. In: Hörster, R. (Hrsg.): *Grenzobjekte. Soziale Welten und ihre Übergänge*. Wiesbaden: VS, S. 87–114.
- Schindler, L. (2014): *Triangulation und Konstruktivismus? Methodenpluralismus in der Ethnographie*. Wiener Netzwerk für Theorie und Methodologie. Vortrag. Wien, 11.12.14. Online verfügbar unter <https://wienernetzwerk.files.wordpress.com/2014/10/wntm-vortrag-konstruktivismus-und-triangulation-2811-12-201429.pdf>.
- Schneider, W. L. (2013): *Grundlagen der soziologischen Theorie. Band 3: Sinnverstehen und Intersubjektivität – Hermeneutik, funktionale Analyse, Konversationsanalyse und Systemtheorie*. Wiesbaden: VS.
- Schütz, A./Endreß, M./Renn, J./Grathoff, R./Soeffner, H.G./Srubar, I. (2004): *Alfred Schütz Werkausgabe. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*. Konstanz: UVK.
- Schütze, F. (1984): Kognitive Figuren des autobiographischen Stegreiferzählens. In: Kohli, M. (Hrsg.): *Biographie und soziale Wirklichkeit. Neue Beiträge und Forschungsperspektiven*. Stuttgart: Metzler, S. 78–117.
- Soeffner, H.G. (1989): *Auslegung des Alltags – der Alltag der Auslegung. Zur wissenssoziologischen Konzeption einer sozialwissenschaftlichen Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Spies, T./Tuider, E. (Hrsg.) (2016/im Druck): *Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen von Biographie- und Diskursforschung*. Wiesbaden: VS.
- Spradley, J.P. (1979): *The ethnographic interview*. Australia: Wadsworth.
- Thom, F. (2005): *Limba de lemn*. Bukarest: Humanitas.
- Ullrich, P. (2013): Kulturvergleich, diskursive Gelegenheitsstrukturen und linke Nahostdiskurse. Entwurf einer wissenssoziologischen und diskurstheoretischen Perspektive für die Protestforschung. In: Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.): *Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven*. VS, S. 315–337.
- Vertovec, S. (1999): *Conceiving and Researching Transnationalism*. In: *Ethnic and Racial Studies* 22 (2).
- Viehöver, W. (2011): *Diskurse als Narrationen*. In: *Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Band 1: Theorien und Methoden*. Wiesbaden: VS, S. 193–224.

- Viehöver, W. (2012): Narrative Diskurse, personale Identitäten und die ästhetisch-plastische Chirurgie. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: VS, S. 191–227.
- Vintilescu, R.M. (2006): Chinatown de Dobroiesti. In: Cotidianul – Rumänische Tageszeitung, 23.02.2006.
- Völter, B. (2006): Die Herstellung von Biografie(n). Lebensgeschichtliche Selbstpräsentationen und ihre produktive Wirkung. In: Burkart, G./Heidel, M. (Hrsg.): Die Ausweitung der Bekenntniskultur – neue Formen der Selbstthematization? Wiesbaden: VS, S. 261–284.
- Weber, M. (2005): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Frankfurt am Main: Zweitausendeins.
- Wiedemann, C. (2015): Die gerahmte Welt – Über Auslandsberichterstattung. Online verfügbar unter <http://www.charlottewiedemann.de/assets/files/Gerahmte%20Welt.pdf>.
- Wolff, S. (2000): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: Flick, U./Kardorff, E.v./Steinke, I. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, S. 334–349.
- Wundrak, R. (2010): Die chinesische Community in Bukarest. Eine rekonstruktive, diskursanalytische Fallstudie über Immigration und Transnationalismus. Wiesbaden: VS.
- Wundrak, R. (2012): Erzählungen aus Jaffa. Narrationstheorie und Triangulation in kulturvergleichenden Analysen. In: Zeitschrift für qualitative Forschung (ZQF) 13 (1-2), S. 151–172.
- Wundrak, R. (2013): Geschichten über versus Geschichten von?! Eine triangulierende Diskursanalyse am Beispiel der chinesischen Community in Bukarest. In: Keller, R./Truschkat, I. (Hrsg.): Methodologie und Praxis der Wissenssoziologischen Diskursanalyse: VS, S. 249–279.
- Wundrak, R. (2015/im Erscheinen): Biographie als Praxis-Diskurs-Formation. Eine praxeologische Perspektive auf lebensgeschichtliche Interviews. In: Forum: Qualitative Sozialforschung (FQS).
- Wundrak, R. (2015): Die Materialität des Erzählens. Wie Gegenstände, Körper und Text in biographischen Interviews verflochten sind. Ein Beispiel aus Jaffa. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie (ÖZS) (4), S. 355–371.

Anschriften:

Dr. Rixta Wundrak
 Methodenzentrum Sozialwissenschaften
 Lehrstuhl Prof. Rosenthal Interpretative Sozialforschung
 Georg-August-Universität
 Methodenzentrum Sozialwissenschaften
 Goßlerstraße 19, 37073 Göttingen
 Email: rixta.wundrak@sowi.uni-goettingen.de

Book Review

Grue, Jan (2015): Disability and Discourse Analysis. Farnham: Ashgate.

Introduction

The cover of Jan Grue's book »Disability and Discourse Analysis« shows a metal construction that spirals upwards and tapers to a point. This picture visualises in a plain, yet intriguing, manner the intention the author pursues with this monograph: to bring the research fields of disability studies and discourse analysis together. Both fields have not yet found each other, even though they share the same concern: the re/production of social categories that re/produce and re/enforce asymmetric power relations, marginalisation, and discrimination (p. ix/x). Therefore, the book's main objective is the analysis of disability as a complex phenomenon created in and through language (Chapters 1 and 2), and its effects in different contexts and social environments (Chapter 3 to 6).

Background Information

The book, published by Ashgate as a part of its eight-volume series *Interdisciplinary Disability Studies*, is characterised by a distinct methodological approach: It focuses both on the current disability discourses and the significance of discourse analysis for disability studies. This approach parallels publications in other fields of minority studies such as gender studies, LGBT studies or post-colonial studies, which also prioritise the study of language.

Trying to clarify the relationship between disability research and discourse analysis has not yet been undertaken in the field of disability studies. Neither older nor more recent publications provide an overview of the research on disability discourses or its employable research methods: e.g. »The Disability Studies Reader« (Shakespeare 1998), »Disability Discourse: Disability, Human Rights, and Society« (Corker/French 2002), the comprehensive »Handbook of Disability Studies« (Albrecht/Seelman/Bury 2003) or the »Routledge Handbook of Disability Studies« (Watson/Roul-

stone/Thomas 2012). Grue's monograph tries to fill this gap by applying a discourse perspective on disability. By discussing the role of language in the social construction of disability, he maps the current area of research on discourses of disability, impairment and discrimination within the field of disability studies.

Summary of the Book's Main Points

The book deals with »different ways to talk about disability« (p. 4), which is why the author explicates in Chapters 1 and 2 the reasons as to why the study of language and power should be considered as an integral part of disability studies.

Chapter 1 argues that language about disability entails symbolic orders embedded in different texts and contexts. This point is illustrated with examples from the Norwegian and English language (p. 11). The analysis of disability as a word and a concept, including its symbolic orders and power effects, is critically approached by a discourse perspective. For that reason, Grue introduces the Critical Discourse Analysis (CDA) approach, its origins (namely the critical theory and the Foucauldian discourse analysis, pp. 13ff.), and a toolbox for the subsequent empirical analysis of textual structure, argumentation and topics in relation to disability (pp. 17ff.).

Chapter 2 illustrates the discourse approach to disability studies using the example of four disability models, i.e. the social, minority, gap and medical model. The analysis of these models, considered as »foundational truths« of the field of disability studies (p. 33 ff.), focuses on topics and topoi that »frame disability as a particular kind of epistemological object« (p. 40). Subsequently, Grue argues that the four models are not mutually exclusive or incompatible, but produce and reproduce disability in relation to specific purposes and embedded discourses (p. 48). Therefore, they signify *different* aspects of disability in social fields (p. 50), which eventually allows disability researchers »to align them in an ecumenism« (p. 48).

Chapters 3 to 6 analyse the ways in which disability and disablement are constructed in and through language within the fields of medi-

cine, politics, economy, disability identity and media respectively.

Chapter 3 deals with discourses in which subjects meet medical language and specialised knowledge that is concerned with their illnesses, and the corresponding diagnoses and cures. Considering the »absolutely central position of medical knowledge, language and power in the disability field« (p. 51), Grue primarily criticises the »narrower phenomenon of *medicalization*«, including its medical power asymmetries and abuses (p. 53). The analysis focuses on the specific ways medical discourses talk about disability (p. 55) and on the communicative needs medical discourses address (p. 56). Based on the analysis of documents issued by a Norwegian disability NGO and its diverse member organisations, Grue shows how medical knowledge and language support the creation of a group-identity (p. 61) and helps to maintain organisational integrity (p. 69). This example illustrates that – even in a context where a socio-political approach to disability is prominent – the medical discourse remains hegemonic (p. 72).

Chapter 4 examines how disability is embedded in political and economic discourses in Anglo-America and Scandinavia. Regarding disability models as key topoi, the analysis reveals that Scandinavian discourses primarily elaborate on disability as a gap between capacities and opportunities, while Anglo-American discourses primarily conceive disability as a form of oppression. Though upholding this »tale of two discourses« (p. 76) for the purpose of analytical productivity, this line gets explicitly blurred when Grue analyses the »Norwegian Discrimination and Accessibility Act« (p. 85). This legislative text »mixes discourses« as it medically defines disability as the cause of discrimination, but develops solutions that are rooted in a socio-legal discourse (p. 96).

Chapter 5 deals with the intricacies of disability identity highlighting that disability can serve as a »linguistic tool for building alliances across the impairment divide« (p. 101), yet it can also evoke alienation. While disability identity thus might be a problematic category, Grue argues that disability identification can in fact become meaningful as much as it can alter »social, political, economic or other salient consequences« (p. 103).

Chapter 6 provides a short analysis of media discourses and focuses on popular, idealised or stereotypical representations of disability. As discourse objects and identity topoi, these representations generate descriptive and normative conceptions of disability. Grue criticises the cause-and-effect representations of impairment and injury as the source of extraordinary will-power and achievement (p. 120) by analysing the »supercrip«, »cyborg« and »techno-marvel« (p. 110).

A concise final note summarises the discourse approach to disability and concludes that models and theories about disability are elements of the disability discourse themselves. Therefore, Grue argues that pursuing a »narrow disability model« is futile. Instead, he advocates an »ecumenical view of Disability Studies«, which is able to »continuously re-appropriate« the concept of disability itself (p. 124).

Evaluation

Grue presents his main points in a clear, comprehensible language and substantiates them with the clear definition of the book's subject, aims and limitations. The equally long chapters (with Chapter 5 and 6 being shorter than the other chapters) are enriched by various personal examples and experiences. While the importance of each chapter for the overall analysis is clear, the individual chapters could have profited from a more structured outline that informs readers at each chapter's beginning about structure, scope and content. Notwithstanding, Grue's book has achieved its aim: It elucidates the role of language and discourse in the social construction of disability. The analysis is conducted in a deliberate, analytically sound and empirically profound manner. The author provides evidence from several empirical studies and emphatically presents the complexities of studying disability. Interestingly enough, Grue repeatedly refers to the real-life situation of persons with disabilities as he considers the connection between theoretical discourses and real-life as crucial for disability studies (e.g. p. 72). This book therefore teaches first of all researchers in the field of disability studies not to take disability models at face value. Instead, they are topoi of discourses and should for that reason not be presented as »global ideological frameworks« but as »tools for specific purposes« (p. 35).

At this point in the book, one of Grue's arguments is especially noteworthy: The author states that disability studies »can, a little facetiously, be conceived as an imperialist project« (p. 114). This metaphor is, however, not »somewhat questionable«, but fundamentally important. Why? Because it points out, in an almost frivolous manner, the serious challenge of universalising disability narratives that the field of disability studies produces itself (e.g. Meekosha 2008, 2011). Even more, it is with and by the distinct means of discourse analysis that this challenge could and should be reflected in the future.

Altogether, the book lives up to the expectations raised by its title – »Disability and Discourse Analysis« –, as theoretical implications for the field of disability studies derive from this particular methodological approach. Even though Grue mainly refers to CDA in order to »establish an analytical vocabulary« (p. 3) that follows »a particular form of discourse analysis« (p. 9), he eventually uses a rather broad approach to discourse analysis throughout the book. Symptomatically, the author already asks in Chapter 1 »Why Discourse Analysis?« and not »Why CDA?«, and declares to follow »an ecumenical discourse-analytical perspective« (p. 10).

For that reason, the book thus offers more detailed insights into the field of disability studies than into the field of discourse analysis. For that reason, the discussion of disability models, in particular their analytical applicability, becomes the connecting thread of all chapters and can, at times, appear as self-referential. Grue interweaves the methods of empirical analysis with their results in a compelling, though non-instructive way, which might pose a problem especially for novice discourse researchers (i.e. pp. 62 f.). Apart from a toolbox (pp. 17 ff.) and a »model of textual production and interpretation« (p. 63), the book does not contain more detailed information on the methodology and methods of CDA, or on how to actually conduct a subsequent discourse analysis. Even though the empirical evidence is rich and ample, it lacks more explicit contextualisation: When was this research done? What kind of documents comprises the corpus and why? How was the data analysed? Thus, the book is not a text book on how to conduct discourse analyses, in particular a CDA, but rather presents the results of such an

analysis and its implications for models of disability.

Consequently, one question resonated with us while engaging with the book: What could the analysis of discourses gain from the focus on disability? Taking up Grue's argument that »disability is always-already a theoretically informed concept« (p. 27), it might be worthwhile to discuss additional conceptualisations of disability, particularly on the level of knowledge. For example, Weisser (2007) proposes to conceptualise disability as a conflict between expectations and abilities whose solution hinges on knowledge about disability. Focusing on disability knowledge could, in addition, help disability and discourse researchers alike to delve deeper into the institutional analysis of disability phenomena, of which disability models are one vivid expression. To this end, the Sociology of Knowledge Approach to Discourse could offer useful insights.

In sum, Grue impressively strengthens and contours the field of disability studies. He demonstrates the valuable and strong analytical impact of discourse analysis on the study of disability models and different fields of disability research. For that reason, the book will certainly have a huge impact on discourses in the field of disability studies.

References

- Albrecht, G. L./Seelman, K. S./Bury, M. (Eds.) (2003): *Handbook of Disability Studies*. Thousand Oaks: Sage.
- Corker, M./French, S. (Eds.) (2002): *Disability Discourse: Disability, Human Rights, and Society*. Buckingham: Open University Press.
- Meekosha, H. (2011): *Decolonising disability: thinking and acting globally*. In: *Disability & Society*, 26 (6), pp. 667–682.
- Meekosha, H. (2008): *Contextualizing disability: developing southern/global theory*. Keynote paper given to 4th Biennial Disability Studies Conference, Lancaster University, UK, September 2008. <http://wwda.org.au/wp-content/uploads/2013/12/meekosha2008.pdf> (Abruf: 13.10.2015)
- Shakespeare, T. (Ed.) (1998): *The Disability Reader. Social Science Perspectives*. London: Cassell.

- Watson, N./Roulstone, A./Thomas, C. (Eds.) (2012): Routledge Handbook of Disability Studies. Abingdon: Routledge.
- Weisser, J. (2007): Für eine anti-essentialistische Theorie der Behinderung. In: Behindertenpädagogik, 46 (374), pp. 237–249.

Anschriften:

Julia Biermann
Doktorandin
Institut für Rehabilitationswissenschaften
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
Deutschland
julia.biermann@posteo.de

Prof. Dr. Lisa Pfahl
Institut für Erziehungswissenschaften
Universität Innsbruck
Liebeneggstr. 8, 6020 Innsbruck
Österreich
lisa.pfahl@uibk.ac.at

Jens Luedtke / Christine Wiezorek (Hrsg.)

Jugendpolitiken

Wie geht Gesellschaft mit
»ihrer« Jugend um?



2016, 300 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3317); Auch als **E-Book** erhältlich

Die Thematisierung von Jugend als eigenständiger Lebensphase wurde von jeher von gesellschaftlichen Problematisierungen ihres Verhaltens begleitet. In den vergangenen Jahrzehnten haben sich unterschiedliche Politiken für und über Jugendliche entwickelt, in denen es darum geht, wie auf jugendliches Problemverhalten reagiert wird oder wie diese als Wähler/innen oder zukünftige Fachkräfte gewonnen bzw. überhaupt in Gesellschaft integriert werden können. Ob politische Strategien den Bedürfnissen Jugendlicher entsprechen, inwieweit sie stärker den Kontrollbedürfnissen der Gesellschaft Rechnung tragen oder inwieweit hierin eine Verunsicherung über soziale Wandlungsprozesse zum Ausdruck kommt, sind aktuelle Fragen, denen sich die Beiträge des Bandes widmen.

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA

Reiner Keller, Rolf Parr

Publikationsreihen zur Diskursforschung im Überblick (Teil 2)

In der Ausgabe 2/2014 der Zeitschrift für Diskursforschung haben wir begonnen, einen Überblick über diskurstheoretische bzw. diskursanalytische Publikationsreihen zu geben. An dieser Stelle möchten wir diese Übersicht fortführen und sie um seither erschienenen Publikationen ergänzen. Zudem wurde die Reihe »Diskursmuster« aus dem De Gruyter Verlag hinzugefügt.

Reihentitel	DISKURSIVITÄTEN. Literatur. Kultur. Medien
Verlag	Synchron Publishers, Heidelberg
Herausgeber	Prof. Dr. Klaus-Michael Bogdal (Universität Bielefeld) Prof. Dr. Alexander Honold (Universität Basel) Prof. Dr. Rolf Parr (Universität Duisburg-Essen)
Programm	In der Reihe finden Studien Platz, die auf herausragende Weise ihre jeweiligen Gegenstände mit Blick auf die sie umgebenden Wissensfelder, sozialen und ästhetischen Konstellationen hin befragen: sei es in Auseinandersetzung mit theoretischen Fragestellungen, sei es durch innovative Erschließung bisher unerforschter Diskurse, Systeme, Felder und Praktiken. Nicht allein welche ›Bedeutungen‹ kulturelle Texturen haben, wird dabei untersucht, sondern vor allem auch, wie diese zustande kommen und unter welchen medialen Bedingungen sie wirksam werden.
Besteht seit	2001
Erschienene Bände	
Bd. 17: De Winde, A./Maes, S./Philipsen, B. (Hrsg.) (2014): StaatsSachen / Matters of State. Fiktionen der Gemeinschaft im langen 19. Jahrhundert.	
Bd. 18: Hamann, C. (2014): Zwischen Normativität und Normalität. Zur diskursiven Position der »Mitte« in populären Zeitschriften nach 1848.	
Bd. 19: Engels, M. (2014): Spielen und Erzählen. Computerspiele und die Ebenen ihrer Realisierung.	
Bd. 20: Preisinger, A. (2015): Neoliberale Ökonomie erzählen. Eine narratologisch-diskursanalytische Untersuchung der Kapitalismuskritik in der deutschsprachigen Literatur der 200er Jahre.	
Kontakt	info@synchron-publishers.com (Verlag) rolf.parr@uni-due.de (für die Herausgeber)

Reihentitel	Sprache und Wissen
Verlag	De Gruyter
Herausgeber	Prof. Dr. Ekkehard Felder
Programm	Die Reihe Sprache und Wissen (SuW) ist eine Plattform für hochwertige Arbeiten zur germanistischen Linguistik mit interdisziplinärer Ausstrahlungskraft. Sie greift aktuelle Tendenzen der Wissensgesellschaft unter linguistischer Perspektive auf, um zu zeigen, wie gesellschaftliches und fachspezifisches Wissen durch Sprache erst entsteht und dadurch perspektiviert wird. Die sprachwissenschaftliche Betrachtung diskursiv geprägter Wissensformate soll auf neuartige Weise das Fach und die an Sprache interessierten Wissenschaften voranbringen. Die Reihe versammelt Arbeiten mit semantischen, pragmatischen und grammatischen Beschreibungsansätzen unter varietätenspezifischem sowie text- und diskurslinguistischem Erkenntnisinteresse.
Besteht seit	2007
Erschienenene Bände	
<i>Bd. 17:</i> Gredel, E. (2014): Diskursdynamiken. Metaphorische Muster zum Diskursobjekt Virus.	
<i>Bd. 18:</i> Attig, M. (2015): Textuelle Formation von Erinnerung und Gedächtnis. Linguistische Studien zum Erzählen in Uwe Johnsons »Jahrestagen«.	
<i>Bd. 19:</i> Müller, M. (2015): Sprachliches Rollenverhalten. Korpuspragmatische Studien zu divergenten Kontextualisierungen in Mündlichkeit und Schriftlichkeit.	
<i>Bd. 20:</i> Bartels, M. (2015): Kampagnen. Zur sprachlichen Konstruktion von Gesellschaftsbildern.	
<i>Bd. 21:</i> Burel, S. (2015): Identitätspositionierungen der DAX-30-Unternehmen. Die sprachliche Konstruktion von Selbstbildern.	
<i>Bd. 22:</i> Bender, M. (2016): Forschungsumgebungen in den Digital Humanities. Nutzerbedarf, Wissenstransfer, Textualität.	
<i>Bd. 23:</i> v. Bülow, L./Bung, J./Harnisch, R./Wernsmann, R. (Hrsg.) (2016): Performativität in Sprache und Recht.	
<i>Bd. 24:</i> Li, R. (2016): Wirtschaftskrise in Deutschland und China. Eine linguistische Printmedienanalyse.	
Kontakt	http://www.degruyter.com/view/serial/22318

Reihentitel	Diskursmuster – Discourse Patterns
Verlag	De Gruyter
Herausgeber	Prof. Dr. Ingo H. Warnke (Universität Bremen) Prof. Dr. Beatrix Busse (Universität Heidelberg)
Programm	Die Reihe versteht sich als Forum für linguistische Arbeiten, die sich auf die Frage richten, wie durch Sprache – unter Einschluss ihrer Interaktion mit anderen semiotischen Systemen – Bedeutungen in sozialen Strukturen, textuellen Umgebungen, Räumen, Stilen und Interaktionen produziert und reproduziert werden. Diskursive Ereignisse werden dabei als Positionen von Aussagen verstanden, die mit repetitiven Mustern korrelieren. Akteurs- und Aussagepositionen einerseits sowie konventionalisierte Sprachmuster und Sprachvariation andererseits determinieren, generieren und reflektieren in einem komplexen Geflecht von diskursiver Praxis, Stimmen und Machtverhältnissen historisch variable Konzepte sozialer Wirklichkeit. Thematisch umfasst die Reihe linguistische Arbeiten zu Kontext, Sprachgebrauch und Prozessen der sprachlichen Positionierung von Akteuren in verschiedenen Sprachräumen und in unterschiedlichen sozialen, kulturellen, ästhetischen sowie historischen Zusammenhängen.
Besteht seit	2012
Erschienene Bände	
Bd. 1: Meinhof, U. H./Reisigl, M./Warnke, I. H. (Hrsg.) (2012): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik.	
Bd. 2: Roth, K. S./Spiegel, C. (Hrsg.) (2013): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven.	
Bd. 3: Albert, G. (2013): Innovative Schriftlichkeit in digitalen Texten. Syntaktische Variation und stilistische Differenzierung in Chat und Forum.	
Bd. 4: Goncalves, K. (2013): Conversations of Intercultural Couples.	
Bd. 5: Kämper, H./Haslinger, P./Raithe, T. (Hrsg.) (2014): Demokratieggeschichte als Zäsurgeschichte. Diskurse in der frühen Weimarer Republik.	
Bd. 6: Kämper, H./Warnke, I. H. (Hrsg.) (2015): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven.	
Bd. 7: Warnke, I. H./Busse, B. (Hrsg.) (2014): Place-Making in urbanen Diskursen.	
Bd. 8: Dreesen, P. (2015): Diskursgrenzen. Typen und Funktionen sprachlichen Widerstands auf den Straßen der DDR.	
Bd. 9: Schmidt-Brücken, D. (2015): Verallgemeinerung im Diskurs. Generische Wissensindizierung in kolonialem Sprachgebrauch.	
Bd. 10: Acke, H. (2015): Sprachliche Legitimierung protestantischer Mission. Die Publikationen von Svenska Missionförbundet um 1900.	
Bd. 11: Krüger, C. (2016): Diskurse des Alter(n)s. Öffentliches Sprechen über Alter in der Bundesrepublik Deutschland.	
Bd. 12: Kämper, H./Warnke, I. H./Schmidt-Brücken, D. (Hrsg.) (2016): Textuelle Historizität. Interdisziplinäre Perspektiven auf das historische Apriori.	
Bd. 13: Tereick, J. (2016): Klimawandel im Diskurs. Multimodale Diskursanalyse crossmedialer Korpora.	
Kontakt	http://www.degruyter.com/view/serial/235139

Reihentitel	Theorie und Praxis der Diskursforschung
Verlag	Springer
Herausgeber	Prof. Dr. Reiner Keller (Universität Augsburg)
Programm	Seit Mitte der 1990er Jahre hat sich im deutschsprachigen Raum quer durch die verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen eine lebendige Szene der diskurstheoretisch begründeten empirischen Diskurs- und Dispositivforschung entwickelt. Vor diesem Hintergrund zielt die interdisziplinär angelegte Reihe durch die Veröffentlichung von Studien und Diskussionsbeiträgen auf eine weitere Profilschärfung der Diskursforschung. Die aufgenommenen und aufzunehmenden Veröffentlichungen sind im gesamten Spektrum sozialwissenschaftlicher Diskursforschung und angrenzenden Disziplinen verortet. Die einzelnen Bände beschäftigen sich mit theoretischen und methodologischen Grundlagen, methodischen Umsetzungen und empirischen Ergebnissen der Diskurs- und Dispositivforschung. Zudem kommt deren Verhältnis zu anderen Theorieprogrammen und Vorgehensweisen in den Blick. Veröffentlicht werden sowohl empirische Studien wie theoretisch oder methodologisch ausgerichtete Monographien wie auch Diskussionsbände zu spezifischen Themen.
Besteht seit	2008
Erschienene Bände	
Bd. 24: Schünemann, W. (2014): Subversive Souveräne. Vergleichende Diskursanalyse der gescheiterten Referenden im europäischen Verfassungsprozess.	
Bd. 25: Bosancic, S. (2014): Arbeiter ohne Eigenschaften. Über die Subjektivierungsweisen angelernter Arbeiter.	
Bd. 26: Weiten, B. (2014): Wie denkt Amerika? Nationale Identität, Außen- und Wirtschaftspolitik im Wahlkampfdiskurs in den USA.	
Bd. 27: Schreiber, D. (2015): Narrative der Globalisierung. Gerechtigkeit und Konkurrenz in faktualen und fiktionalen Erzählungen.	
Bd. 28: Christmann, G. B. (Hrsg.) (2016): Zur kommunikativen Konstruktion von Räumen. Theoretische Konzepte und empirische Analysen.	
Bd. 29: Tolasch, E. (2016): Die protokollierte gute Mutter in Kindstötungsakten. Eine diskursanalytische Untersuchung.	
Bd. 30: Schübel, T. (2016): Grenzen der Medizin. Zur diskursiven Konstruktion medizinischen Wissens über Lebensqualität.	
Bd. 31: Sitter, M. (2016): PISAs fremde Kinder. Eine diskursanalytische Studie.	
Bd. 32: Neubert, F. (2016): Die diskursive Konstitution von Religion.	
Bd. 33: Jäckle, M./Eck, S./Schnell, M./Schneider, K. (Hrsg.) (2016): Doing Gender Discourse. Subjektivierung von Mädchen und Jungen in der Schule.	
Kontakt	www.springer.com

Reihentitel	Interdisziplinäre Diskursforschung
Verlag	Springer
Herausgeber	Prof. Dr. Reiner Keller (Universität Augsburg) Prof. Dr. Achim Landwehr (Universität Mainz) Prof. Dr. Wolf-Andreas Liebert (Universität Koblenz Landau) Prof. D. Martin Nonhoff (Universität Bremen)
Programm	<p>Seit Mitte der 1990er Jahre hat sich im deutschsprachigen Raum in den Geschichts-, Sprach- und Politikwissenschaften, in der Soziologie und in angrenzenden Disziplinen eine lebendige und vielfach vernetzte Szene der diskurstheoretisch begründeten empirischen Diskurs- und Dispositivforschung entwickelt. Die Reihe trägt dieser neuen inter-disziplinären Aufmerksamkeit Rechnung. Sie bietet ein disziplinenübergreifendes Forum für die Entwicklung der Diskurstheorien sowie der empirischen Diskurs- und Dispositivforschung und stärkt dadurch deren Institutionalisierung. Veröffentlicht werden:</p> <ul style="list-style-type: none"> • thematisch zusammenhängende inter- und transdisziplinäre Bände, die sich mit ausgewählten Theorien, Methodologien und Themen der Diskurstheorie sowie der empirischen Diskurs- und Dispositivforschung beschäftigen; • disziplinspezifische Monographien und Diskussionsbeiträge, die theoretische, methodologische und methodische Reflexionen sowie Forschungsergebnisse aus einzelnen Disziplinen bündeln; und • herausragende Theorie- und Forschungsmonographien.
Besteht seit	2009
Erschienenene Bände	
Bd. 10: Eder, F. X./Kühnschelm, O./Linsboth, C. (Hrsg.) (2014): Bilder in historischen Diskursen.	
Bd. 11: Diaz-Bone, R./Krell, G. (Hrsg.) (2015): Diskurs und Ökonomie. Diskursanalytische Perspektiven auf Märkte und Organisationen.	
Bd. 12: Fegter, S./Kessl, F./Langer, A./Ott, M./Rothe, D./Wrana, D. (Hrsg.) (2015): Erziehungswissenschaftliche Diskursforschung. Empirische Analysen zu Bildungs- und Erziehungsverhältnissen.	
Bd. 13: Langer, A./Nonhoff, M./Reisigl, M. (Hrsg.) (2016): Diskursanalyse und Kritik.	
Kontakt	www.springer.com

Augsburger Diskurswoche vom 21. bis zum 24. März 2017: Spring School & Diskurstagung III

Organisation: Reiner Keller & Saša Bosančić



Spring School ›Wissenssoziologische Diskursanalyse‹

Universität Augsburg, 21. und 22. März 2017

Im letzten Jahrzehnt erlebt die sozial- und geisteswissenschaftliche Diskursforschung einen starken Boom. Dem tragen die Methodenausbildungen in den verschiedenen Disziplinen nur ansatzweise Rechnung. Insbesondere die Fragen der konkreten Arbeit am Text bzw. des Umgangs mit unterschiedlichen Datenformaten und der Interpretation der Daten im Rahmen der Diskursforschung gehört zu den Leerstellen der Methodenausbildungen. Die Springschool *Wissenssoziologische Diskursanalyse* (WDA) wendet sich an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus verschiedenen sozial- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die in Qualifikationsvorhaben oder Forschungsprojekten mit diskurstheoretischen und diskursanalytischen Perspektiven der WDA arbeiten bzw. arbeiten wollen. Sie bietet nach einer Einführung in theoretische Grundlagen die Möglichkeit, Fragestellungen sowie Forschungsdesigns der WDA-basierten Diskurs- und Dispositivforschung zu diskutieren, einzelne methodische Vorgehensweisen unmittelbar datenbezogen in kleinen Arbeitsgruppen zu erproben und eigene laufende Projekte bzw. Projektvorhaben zur Diskussion zu stellen (und dabei auch eigene Materialien einzubringen).

Im Rahmen der Springschool werden optional drei Vertiefungen angeboten:

Vertiefung A:

Analyse von Subjektivierungsweisen (Saša Bosančić, Universität Augsburg)

Vertiefung B:

WDA für die Politikwissenschaft (Wolf Schünemann, Universität Heidelberg)

Vertiefung C:

Spezifische Fragen zur Diskursforschung (Reiner Keller, Universität Augsburg)

Weitere Details, Anmeldemodalitäten und sonstige Informationen unter www.diskurswissenschaft.de

Tagung ›Die Diskursive Konstruktion von Wirklichkeit III‹

Universität Augsburg, 23. und 24. März 2017

Im vergangenen Jahrzehnt hat sich ausgehend von der Forschungsprogrammatische der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) im deutschsprachigen Raum eine breite und interdisziplinäre Strömung sozialwissenschaftlicher Diskursforschung etabliert. Darin werden mit vorwiegend, aber nicht ausschließlich qualitativen Untersuchungsdesigns Formen der ›diskursiven Konstruktion von Wirklichkeit‹ in den Blick genommen. Entsprechende Untersuchungen finden sich in der Soziologie und darüber hinaus bspw. in den Nachbardisziplinen der Politikwissenschaften, der Geschichte, der Erziehungs- und Religionswissenschaften, der Sprachwissenschaften, der Kriminologie u.a. In der Diskursforschung wissenssoziologischer Prägung werden sozialkonstruktivistische und interpretativ-pragmatistische Ansätze mit an Foucault anknüpfenden diskurstheoretischen Konzepten und Fragestellungen verknüpft, um gesellschaftliche Wissensverhältnisse und Wissenspolitiken zu analysieren. Davon ausgehend werden zugleich je nach Fragestellungen und zu analysierenden Datenformaten spezifische Ergänzungen, Weiterführungen und ggf. auch Modifikationen des ursprünglichen Ansatzes vorgenommen.

Seit 2013 findet im zweijährigen Rhythmus an der Universität Augsburg die Tagung »Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit« statt. Sie versammelt interdisziplinäre Beiträge zur wissenssoziologischen Diskursanalyse und angrenzenden Perspektiven der Diskursforschung und zielt explizit auf inter- und überdisziplinäre Diskussionen und Reflexionen über laufende und abgeschlossene Forschungen sowie Fragen der Theorie, Methodologie und Methoden. Die kommende Tagung möchte die interdisziplinäre Diskussion über Grundlagen und Anwendungen wissenssoziologischer Diskursforschung und angrenzender Perspektiven fortführen. Dabei sind folgenden Schwerpunktsetzungen vorgesehen:

1. Die vorgesehenen Beiträge können zum einen theoretisch-methodologisch orientiert sein und weitergehende Fragen der Theorie- und Forschungsprogrammatische sowie der Methodologie der WDA adressieren, ebenso deren Einbettung in die aktuelle Landschaft der Diskursforschung oder in die Spezifik unterschiedlicher disziplinärer Forschungsinteressen.
2. Ein zweiter Bereich von Beiträgen versammelt Fragen des konkreten methodischen Vorgehens bei der Durchführung empirischer Untersuchungen. Beiträge können sich hier bspw. mit dem Verhältnis von qualitativen, kodierenden und hermeneutisch-interpretativen Vorgehensweisen oder auch quantifizierenden Analysen beschäftigen. Aus der Perspektive wissenssoziologischer Diskursforschung sind empirische Arbeiten jedoch mehr als ›nur‹ Textanalysen. Daher richtet sich der Blick in den jüngsten Vergangenheit verstärkt darauf, inwiefern sich bspw. **Mappingstrategien** (etwa der Situationsanalyse nach Adel Clarke) oder auch **ethnographische Vorgehensweisen mit Diskurs- und Dispositivanalysen** verknüpfen lassen und wie dabei die Ensembles von Praktiken, Materialitäten, Körpern, Technologien und Organisationen in den

Blick genommen werden können. Zudem werden Forschungsarbeiten adressiert, die sich jenseits von ›klassischen‹ textbasierten Vorgehensweisen Fragen der Analyse von **Visualisierungen**, zuwenden. Welche Anforderungen stellt eine diskursorientierte Analyse von visuellen Elementen im Diskurskontext? Welche Verfahren der sozialwissenschaftlichen Analyse von Bildern und anderen Visualisierungen sind dazu geeignet? Wie müssen sie gegebenenfalls modifiziert werden? Welche Vorgehensweisen lassen sich gewinnbringend für diskursethnographische wissensorientierte Forschung einsetzen?

3. Die **Subjektivierungsanalyse** hat sich seit einigen Jahren mit zahlreichen theoretischen und empirischen Arbeiten als mehr oder weniger neues Gebiet im Rahmen der Diskursforschung etabliert. Dabei stehen zunehmend nicht nur die Analysen von normativen Subjektcodes und Subjektkulturen im Vordergrund, vielmehr geraten die Zusammenhänge zwischen den diskursiv konstituierten normativen Subjektanforderungen und den menschlichen Selbstverhältnissen, Identitäten und Biographien in den Blick. Die Beiträge in diesem Themenblock sollten Fragen danach adressieren, wie sich Menschen im Kontext von diskursiven Subjektanforderungen positionieren und welche kreativen, widerständigen oder affirmativen Bezugnahmen sich wie empirisch rekonstruieren lassen.
4. Ein vierter Bereich von Beiträgen umfasst die Vorstellung laufender oder abgeschlossener empirischer Untersuchungen, die in wesentlichen Teilen auf die WDA zurückgreifen. Dabei sind Beiträge aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven erwünscht. Im Fokus stehen hierbei die jeweiligen Forschungen und ihre Ergebnisse. Gleichzeitig soll deutlich werden, worin der spezifische wissenssoziologisch-diskursanalytische Zuschnitt und Ertrag der vorgestellten Forschungen für die jeweiligen Untersuchungsfelder und/oder die sozialwissenschaftliche Diskursforschung liegt.

Die Tagung wird mit Unterstützung der Sektion Wissenssoziologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (Arbeitskreis Diskursanalyse) und in Zusammenarbeit mit dem AK Sozialwissenschaftliche Diskursforschung (Universität Augsburg) durchgeführt.

Ihre Vorschläge für Beiträge richten Sie bitte per Email an Sasa Bosancic (sasa.bosancic@phil.uni-augsburg.de). Die Abstracts sollten höchstens 2.500 Zeichen umfassen. Einsendeschluss ist der 30. September 2016. Alle weiteren Informationen zu den Anmeldemodalitäten, zur Anreise u.v.m. finden sich unter www.diskurswissenschaft.de

Tagung

6. Jahrestagung ›Diskurs – kontrastiv‹ des Netzwerkes ›Diskurs – interdisziplinär‹

Institut für Deutsche Sprache, Mannheim, 17. bis 19. November 2016

Das Tagungsnetzwerk ›Diskurs – interdisziplinär‹ bietet ein Forum, auf dem Vertreterinnen und Vertreter der Linguistik, Soziologie, Politologie, Philosophie, Literaturwissenschaft, Geschichtswissenschaft und anderer kultur- und wissensanalytisch arbeitender Disziplinen die Perspektive ›Diskurs‹ je fachspezifisch und fachübergreifend, disziplinär und transdisziplinär, reflektieren und diskutieren. Diese Idee setzt voraus, dass eine zentrale die Kultur-, Geistes- und Sozialwissenschaften verbindende Aufgabe in der Beschreibung und Erklärung der Bedeutung von Diskursen und ihrer Funktionen in Gesellschaften besteht.

Seit 2011 fanden am Institut für Deutsche Sprache, Mannheim, an der Universität Bremen sowie an der Universität Bern bereits fünf Tagungen des Netzwerkes ›Diskurs – interdisziplinär‹ statt, auf denen Diskussionen methodisch-theoretischer und empirischer Zugänge innerhalb der Diskursforschung im Vordergrund standen.

Das sechste Treffen des Tagungsnetzwerkes in Mannheim, organisiert und koordiniert von Prof. Dr. Heidrun Kämper (Mannheim), Prof. Dr. Ingo H. Warnke (Bremen) und Prof. Dr. Martin Reisigl (Bern), fokussiert die diskurswissenschaftliche Forschung in sprachübergreifenden, interkulturellen und interregionalen Bezügen. Willkommen sind daher empirisch vergleichende Beiträge, die Diskurse sprachstrukturell, akteur*innen- oder inhaltsbezogen einander gegenüberstellen. Auch die Reflexion oder Darstellung von Methoden kontrastiver Diskursforschung kann thematischer Schwerpunkt eines Beitrags sein.

Abstracts (max. 400 Zeichen) können bis zum 30. April 2016 an diskursinterdisziplinaer@ids-mannheim.de gesendet werden.

Weitere Informationen finden Sie unter:

<http://www1.ids-mannheim.de/lexik/sprachlicherumbruch/diskursinterdisziplinaer.html>.

The Complex Discursivity of Global Futures in the Making: Analyzing Transnational Orders of Discourse

Session on the 3rd Forum of the International Sociological Association

Vienna, 14th July 2016

Global and transnational civil society, the proliferation of arenas and organizations involved in the definition of ›world problems‹, the burgeoning economic power of the BRIC states as well as general recognition of a ›post-colonial constellation‹ together constitute a new and challenging reconfiguration of transnational or global orders of discourse. The joint session addresses sociological tools for analyzing the complex discursivity of such sites of discourse, communication, and knowledge production. This complexity is a result of the hybrid constellations of the actors and knowledge claims involved, interconnections of heterogeneous arenas of dialogue and negotiation, diverse cultural rationalities of factuality, evidence, and legitimation, and also of translation between epistemic cultures and languages from around the world.

In order to address these challenges, the session focuses on the reach of sociological tools for analyzing transnational and global discourses as knowledge-making activities which will profoundly shape the future. It intends to strengthen genuinely sociological methodologies of discourse research – a task which, according to sociologist Adele Clarke, is at the center of our discipline today.

Session 1

The Discourse Analysis of Climate Futures: Assessing the Interconnectedness of Climate Science Scenarios, Political Legitimacy, and Social Change | **Fiacha O'Dowda**, Ireland

The Constitution of ›Early Childhood‹ As a ›Global Issue‹ – Universalising Processes in Verbal, Numerical and Visual Forms | **Miriam Tag**, Germany

Transnational Dispositive Analysis? Cross-Cultural Limitations of Post-Foucauldian Methodology | **Magdalena Nowicka**, Poland

Intersections Between National and Global, Public and Private Sites of Discursive Production: Private Non Profit Institutes of Culture and the Agenda of Diversity in Contemporary Brazil | **Miqueli Michetti**, Brazil

The West Vs. the Rest – Locating the »Transnational« in Discourses on Islam | **Kristina Nottbohm/Luis Hernandez Aguilar**, Germany

Researching Disparate Discourses in Micro-Interactions: Data and Methodological Reflections from Srebrenica | **Suzanne Wagner**, USA

Session 2

Can We Demarcate the Future? a Discourse Analysis of the Future Studying Congressional Hearings in the US | **Felix Krawatzek**, United Kingdom

Subjectivation Analysis in Discourse Research – an Interpretative Approach | **Sasa Bosancic**, Germany

Beyond the Orient: Contemporary Polish Discourse on Japanese Global Culture | **Yasuko Shibata**, Poland

Social Practices and Discursive Strategies of Ideology | **Dusan Ristic, Dusan Marinkovic**, Serbia

National and International Discourses on Ageing | **Iwona Mlozniak**, Poland

Moving Beyond the Mediated Discourse – How the Austrian Public and Journalists Understand the »War on Terror« and How This Relates Newspaper Depictions. | **Dimitri Prandner**, Austria

For more information see: <http://www.isa-sociology.org/forum-2016/>

Workshop ›Deutungsmuster im Diskurs‹

Veranstalter: AK Diskursanalyse der Sektion Wissenssoziologie
Organisation: Ina Schmied-Knittel, Reiner Keller, Willy Viehöver,
 Sasa Bosancic

Freiburg, 7. und 8. April 2016

Im Zentrum des Workshops stehen zwei spezifische Wissensformationen, die von besonderer Bedeutung für den Transfer und die alltägliche Anwendung von Wirklichkeitswissen sind: Deutungsmuster und Diskurse. Es soll insbesondere diskutiert werden, wie deren wechselseitiges Beziehungs- und Bedingungsverhältnis hergeleitet und die Relevanz einer methodischen Inklusion innerhalb der wissenssoziologischen Diskursanalyse begründet werden kann.

Während am ersten Tag die grundlegenden theoretischen und methodologischen Referenzen vorgestellt und diskutiert werden, sollen im zweiten Teil des Workshops konkrete empirische Vorgehensweisen und Anwendungsbeispiele zu Wort kommen.

Programm

Donnerstag, 7. April 2016, 14 Uhr bis 18 Uhr

Michael Schetsche und Ina Schmied-Knittel: Wissenssoziologische Deutungsmusteranalyse und deren Integration in die WDA am Beispiel »Aberglaube in der DDR«

R. Keller: Deutungsmuster im Diskurs

Freitag, 8. April 2016, 9 bis 13 Uhr: Workshop Deutungsmuster

Alan Schink: Verschwörungstheorien als Deutungsmuster im Diskurs

Maya Halatcheva-Trapp: Elternschaft im Wechselspiel von Deutungsmuster und Diskurs. Ein wissenssoziologischer Blick auf die Trennungs- und Scheidungsberatung

Patrik Müller: Diskurse der Abweichung: Deutungsmuster von Devianz zur Unterbringung von Kindern und Jugendlichen in die Fürsorgeerziehung

Marie-Kristin Döbler: Der Einfluss von Diskurs- und Deutungsmuster auf die Wirklichkeitskonstruktion in Nicht-Präsenz-Paarbeziehungen

Freitag, 8. April 2016, 14 bis 18 Uhr: Netzwerktreffen

Ester Scheuerle: Korpus, Codes und diskursive Praktiken. Kodierpraxis im Sinne der WDA

Markus Riefling, Lukas Otterspeer, Frederick de Moll: Evidenz, Steuerung, Legitimation – Erkenntnisse der Bildungsforschung in bildungspolitischen Diskursen

André Schier: Politische Kultur im Digitalitäts-Diskurs in Werbevideos der 2010er Jahre anhand von Deutungsmustern

Anmeldmodalitäten und weitere Informationen auf www.diskurswissenschaft.de

Call for Paper

50 Jahre Parallelentwicklung: Die wissensanalytischen Grundlegungen von Peter L. Berger/ Thomas Luckmann und Michel Foucault im Vergleich

38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie
Bamberg, 26. September bis 30. September

1966, also vor fünfzig Jahren, sind zwei der in der Soziologie und weit darüber hinaus wirkmächtigsten wissensanalytischen Grundlegungen mit jeweils weitreichenden systematischen Ansprüchen publiziert worden: Die Abhandlung »The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge« von Peter L. Berger und Thomas Luckmann sowie die historisch-interdisziplinär angelegte Studie »Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines« von Michel Foucault, die ihre methodologische Grundlegung wenige Jahre später in der »Archéologie du Savoir« fand. Sowohl die »Gesellschaftliche Konstruktion« wie auch die »Ordnung der Dinge« (und die anschließende »Archäologie des Wissens«) gelten längst als Klassiker der Sozial- und Geisteswissenschaften und bilden für unterschiedliche Stränge der auf die Genealogie und Geltung sozialen Wissens bezogenen soziologischen Ansätze selbstverständliche Bezugspunkte ihrer konzeptionellen wie methodischen Forschungen.

Im Rahmen der Sektionsveranstaltung sollen die im Themenpapier des Kongresses ins Zentrum gerückten Konstruktionsprozesse der »von Menschen selbst gemachte[n] Ordnungen« (S. 1) insbesondere mit Blick auf »Öffnungs- (und) Schließungsprozesse« bzw. »Ursachen von Öffnung und Schließung und deren Folgewirkungen« (ebd.) oder auch die historischen Erfahrungen der permanenten Vergeblichkeit/des Scheiterns von Schließungen aus Perspektive dieser beiden Werke resp. Ansätze zum Thema werden. Dabei sind (ggf. neben den Weiterentwicklungen in den Arbeiten von Luckmann und Berger) mit Blick auf Foucault zugleich die einflussreichen Verschiebungen in seinem späteren Werk hin zur »Genealogie von Macht/Wissen-Regimen« im Blick zu halten. Im engeren Sinn zielt die Veranstaltung darauf, die mit den beiden Ansätzen verbundenen theoretisch-konzeptionellen und empirisch-methodischen Perspektiven auf wissenssoziologische Analysen im kontrastiven Vergleich und in konstruktiver Verknüpfung zu würdigen, gegenüberzustellen und Fortschreibungen zu diskutieren. Als analytische Achsen dieses Vergleichs könnten die Themenfelder Machtanalytik, Subjektvorstellungen und Nebenfolgendynamiken im Vordergrund der Diskussion stehen.

Beitragsvorschläge zur vergleichenden Diskussion der Desiderate, Engführungen und Chancen der jeweiligen empirischen wie konzeptionellen Forschungsprogrammatiken können Fragen der Öffnung und Schließung sozialer Wirklichkeitsbereiche, der intersubjektiven und sozialen Konstruktionen von Wirklichkeit und des Wissens über diese Konstruktionen jeweils an spezifischen gesellschaftlichen Teilbereichen und/oder empirischen Problemfeldern veranschaulichen. Den Beiträgen bleibt es dabei anheimge-

stellt, inwieweit sie sich enger an die beiden Grundlegungen aus dem Jahr 1966 halten und/oder auch die jeweiligen Weiterentwicklungen der Werke der Autoren und aktuelle Rezeptionslinien berücksichtigen.

Vorschläge im Umfang von maximal 2400 Zeichen (ohne Leerzeichen) richten Sie bitte bis 31.3.2016 an

Martin Endress (endress@uni-trier.de) und

Reiner Keller (reiner.keller@phil.uni-augsburg.de).

Weitere Informationen zum Kongress finden sich unter: <http://kongress2016.sozioologie.de/>



Simone Bloem

Die PISA-Strategie der OECD

Zur Bildungspolitik eines globalen Akteurs

Reihe: Neue Politische Ökonomie der Bildung
2016, 216 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3329)

Auch als **E-Book** erhältlich

Mittels eines ethnographisch-feldspezifischen Ansatzes untersucht diese Arbeit die Produktion von PISA als ein machtvolleres Regierungsinstrument im OECD-Bildungsdirektorat.

www.juventa.de

BELTZ JUVENTA



Jakob Benecke

Soziale Ungleichheit und Hitler-Jugend

Zur Systematisierung sozialer Differenz in der nationalsozialistischen Jugendorganisation

2015, 256 Seiten, broschiert, € 29,95 (44-3310)

Auch als **E-Book** erhältlich

Zwischen 1933 und 1945 prägte die Erfahrung des Dienstalltages in der Hitler-Jugend die Sozialisation tausender Jugendlicher in Deutschland. Das Buch präsentiert eine systematisierende, mit vielfältigen historischen Belegen unterfütterte, Zusammenschau zur sozialen Ungleichheit in der NS-Jugendorganisation.



Sebastian Susteck

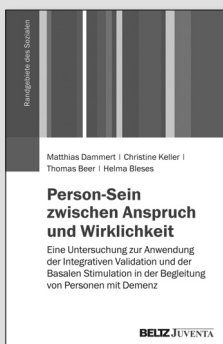
Explizitheit und Implizitheit

Untersuchungen zu einem Grundproblem des Literaturunterrichts und seiner Didaktik

2015, 574 Seiten, broschiert, € 39,95 (44-3278)

Auch als **E-Book** erhältlich

Theoretisch informiert und mithilfe zahlreicher Unterrichtsbeispiele reflektiert die Untersuchung zu Explizitheit und Implizitheit eine Grundfrage des Literaturunterrichts: Inwiefern sollen Dinge im Unterricht ausgesprochen und in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt werden; inwiefern können sie unausgesprochen und am Rand der Aufmerksamkeit bleiben?



Matthias Dammert / Christine Keller / Thomas Beer / Helma Bleses

Person-Sein zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Eine Untersuchung zur Anwendung der Integrativen Validation und der Basalen Stimulation in der Begleitung von Personen mit Demenz

Randgebiete des Sozialen, 2016, 102 Seiten, broschiert, € 19,95 (44-3309); Auch als **E-Book** erhältlich

Die Untersuchung »Person-Sein zwischen Anspruch und Wirklichkeit« basiert auf zwei vielversprechenden emotions- und person-orientierten Ansätzen, die für die Pflege und Betreuung von Personen mit Demenz empfohlen werden.



Zeitschrift für Diskursforschung

Journal for Discourse Studies

Herausgegeben von Reiner Keller | Werner Schneider | Willy Viehöver

■ **Andrea D. Bührmann / Werner Schneider**

Das Dispositiv als analytisches Konzept: Mehr als nur Praxis – Überlegungen zum Verhältnis zwischen Praxis- und Dispositivforschung

■ **Jens Maeße / Julian Hamann**

Die Universität als Dispositiv. Die gesellschaftliche Einbettung von Bildung und Wissenschaft aus diskurstheoretischer Perspektive

■ **Bernd Dollinger / Matthias Rudolph**

Der ›Kampf‹ gegen Jugendkriminalität im historischen Wandel: Vom Schutz junger Menschen zur Aufwertung gesellschaftlicher Sicherheitserwartungen

■ **Rixta Wundrak**

Verschleierung und Vereinnahmung alltäglicher Geschichte/n. Eine wissenssoziologische Diskursethnographie (WDE) narrativer Interviews in Rumänien und in Israel

Zeitschrift für Diskursforschung

ZfD



Die Zeitschrift für Diskursforschung ist die erste Fachzeitschrift, die der anhaltenden Konjunktur von sozialwissenschaftlicher Diskursforschung im deutschsprachigen Raum Rechnung trägt. Als interdisziplinäres Forum für discourse studies wird sie theoretische, methodologisch-methodische und empirische Beiträge aus den Sozialwissenschaften und angrenzenden Disziplinen veröffentlichen.

Herausgeber: Reiner Keller, Werner Schneider, Willy Viehöver

Beirat: Johannes Angermüller, Andrea D. Bührmann, Rainer Diaz-Bone, Adele Clarke, Franz X. Eder, Ekkehard Felder, Herbert Gottweis (†), Fabian Kessl, Peter A. Kraus, Achim Landwehr, Thomas Lemke, Frank Nullmeier, Rolf Parr, Inga Truschkat, Ingo H. Warnke, Martin Wengeler, Ruth Wodak

Redaktion: Dr. Saša Bosančić, Matthias Sebastian Klaes, M.A., Universität Augsburg, Lehrstuhl für Soziologie (Prof. Keller), Universitätsstraße 10, 86159 Augsburg, E-Mail: zfd@phil.uni-augsburg.de, Tel. 0821/598-4071, www.uni-augsburg.de/zfd

ZfD – Regeln für die Einreichung der Manuskripte: Die ZfD unterliegt einem doppelten anonymen peer-review-Verfahren. Manuskripte können in deutscher oder englischer Sprache eingereicht werden und sollten einen Gesamtumfang von 60 000 Zeichen inklusive Leerzeichen nicht überschreiten. Jedem Artikel ist ein Abstract sowohl in deutscher und englischer Sprache (inklusive der Übersetzung des Titels) im Umfang von 600-800 Zeichen beizufügen sowie 6-8 Keywords in beiden Sprachen. Das Manuskript ist anonymisiert und entsprechend der formalstilistischen Hinweise der ZfD einzureichen. Alle Regeln zur Einreichung der Manuskripte finden Sie auf der Homepage www.uni-augsburg.de/zfd

Verlag: Julius Beltz GmbH & Co. KG, Beltz Juventa, Werderstr. 10, 69469 Weinheim

Anzeigen: Claudia Klinger, Julius Beltz GmbH & Co. KG, Postfach 100154, 69441 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-386, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: anzeigen@beltz.de

Fragen zum Abonnement: Beltz Medien-Service, Postfach 100565, D-69445 Weinheim, Tel.: 0 62 01/60 07-330, Fax: 0 62 01/60 07-93 31, E-Mail: medienservice@beltz.de

Einzelheftbestellungen: Beltz Medien-Service bei Rhenus, D-86895 Landsberg, Tel.: 0 81 91/9 70 00-622, Fax: 0 81 91/9 70 00-405, E-Mail: bestellung@beltz.de

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement Euro 49,00, Studierende mit Studiennachweis Euro 35,00, Einzelheft Euro 29,95, jeweils zzgl. Versand. Der Gesamtbezugspreis (Abonnement zzgl. Versandkosten) ist preisgebunden. Jahresabonnement (3 Hefte).

Das Kennenlernabo umfasst 2 Hefte zum Preis von Euro 29,95 inkl. Versand.

Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Jahresabonnementsende.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Jahresregister 2014 der Zeitschrift für Diskursforschung finden Sie als kostenlosen Download unter <http://www.beltz.de/de/beltz-juventa/zeitschriften.html>

Printed in Germany

ISSN 2195-867X